



49. Jahrgang.

Deutsches

6. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Doktor Ohlhoffs Geheimnis.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

10.

Während seiner langen Fahrt im behaglich durchwärmten Coupé zweiter Klasse bot sich dem Assessor Muße genug, über den Fall Ohlhoff nachzudenken. Streckenweise befand er sich ganz allein im Abteil, und von einem Genuße der durchzogenen Landschaft konnte so wie so nicht die Rede sein, da ein dichter Nebel den Zug so hermetisch von der Außenwelt abschloß, als wäre man durch einen unendlich langen, schmalen, vollkommen abgeschlossenen Tunnel gefahren. Frühzeitig brach die Nacht herein, die Gasflamme spendete ihr spärliches Licht, und Rodbert Lindner zog, sich nachlässig in die Polster zurücklehrend und den Rauch einer guten Zigarre in blauen Wölkchen vor sich blasend, das in Wiesbaden erhaltene Notizbuch des Doktors aus seiner Brusttasche, in der Absicht, eingehender als es bisher geschehen, von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen.

Je mehr er sich in denselben vertiefte, je weniger schien er ihm von Interesse — offenbar nichts als Berufsnotizen zur Stärkung des Gedächtnisses oder zur nachträglichen Verwertung für das Krankenjournal. Den größten Teil vermochte der Assessor überhaupt nicht zu entziffern, weil die meisten Worte nur durch Anfangsbuchstaben oder Zeichen repräsentiert wurden, auch unverständliche Zahlen gab es in Fülle, und die einzelnen Notizen waren überhaupt fast alle mit Bleistift durchstrichen, zum Beweis, daß der Besitzer sie als erledigt betrachtete.

Nur die letzten beiden Seiten enthielten unerledigte Bemerkungen, deren Sinn der Assessor, soweit derselbe erkennbar war, mehr erriet als begriff. So fanden sich Aufzeichnungen wie V. F. 20 M., 6 (S—str.) 15 M., die wahrscheinlich geleistete Zahlungen bedeuteten, oder solche wie J. B. (V—str.) 23,1. Zimmermann Müller 31,4, Regierungsrat B. 14,2. Andre enthielten nichts als Buchstaben, die aber durchaus keinen vernünftigen Zusammenhang ergaben, darunter einige Zeilen besonders groß und hervorstechend unter der merkwürdigen Ueberschrift: $v \times r \times h e f f \times$.

„Das sind zweifellos Chiffren,“ sagte sich Rodbert, „und das Büchlein enthält eine ganze Menge davon. Der Doktor hat vermutlich diejenigen Momente, zu deren Geheimhaltung sein Beruf ihn verpflichtete, unter Benützung einer ihm geläufigen Chiffrenschrift aufgezeichnet, um sich und seine Patienten gegen Indiskretionen sicher zu stellen. Eine probate Methode, wahrlich!“

Er probierte, ob er vielleicht einige Worte zu entziffern vermöge, aber umsonst. Große Mühe gab er sich auch nicht, es widerstrebte ihm, die ihm durch seine amtliche Stellung gebotene Gelegenheit zur Enthüllung von Vertraulichkeiten zu mißbrauchen, welche einem andern zugehörten und welche die Vertrauenden in der Brust des gewissenhaften Arztes fest verschlossen und vor aller Mißanwendung sicher glaubten.



Photographie-Vergab von Herz Gausmann in München.

Zu Hause. Nach dem Gemälde von Emanuel Spitzer.

Spät in der Nacht erst erreichte er die Reichshauptstadt wieder, trotzdem erblickte ihn der nächste Morgen pünktlich um neun Uhr in seinem Arbeitszimmer.

So gründlich hatte sich der gute Affessor in den letzten Tagen aller Zeitrechnung entwöhnt, daß erst ein Blick auf den Abreißkalender ihn belehrte, daß heute der 24. Dezember sei, der Heilige Abend, an welchem in den meisten Familien die Weihnachtsbescherung stattfindet.

Heute abend, wenn die Glocken läuten, soll Fanny Mäder frei sein, das war sein erster Gedanke bei der Wahrnehmung. Um so mehr beeilte er sich, das letzte noch vorhandene Bedenken zu beseitigen. Sophie Ohlhoff mußte das Notizbuch als das Eigentum ihres Mannes und die Schrift im Fremdenbuch als seine Handschrift anerkennen.

Jetzt mußte die Gattin des Arztes unterrichtet werden, mußte sie das Vorgefallene erfahren, daher schrieb der Affessor in größter Eile ein Rohrpostbillet an Melanie, sie bittend, ihre Schwester auf seinen Besuch und dessen Ergebnisse vorzubereiten. Er selbst meldete sich für zwölf Uhr an, um diese Zeit trat er in den Empfangsalon der armen Sophie.

Melanie weckte noch bei der Schwester, letztere gab sich Mühe, gefaßt und ruhig zu erscheinen.

„Fühlen Sie sich stark genug, meine Botschaft zu vernehmen, gnädige Frau?“ hub Robbert an, nachdem er den Damen gegenüber Platz genommen.

„Ich hoffe es, Herr Affessor.“

„Das gnädige Fräulein hat Sie bereits über die wesentlichen Resultate meiner Reise informiert?“

„Ich habe es gethan,“ erwiderte Melanie.

„So darf ich ohne weiteres zum Zweck kommen. War diese Briestafel das Eigentum Ihres Herrn Gemahls?“

„Sie war es!“ rief Sophie, beim Erblicken des Gegenstandes ihre Thränen nur schwer zurückhaltend. „Und ist dies seine Handschrift?“ Robbert breitete das in seinem Besitz befindliche Blatt auf dem Tisch aus und deutete mit dem Finger auf die entsprechende Stelle.

Die Bestätigung der jungen Frau erfolgte diesmal nicht so schnell. Wieder und wieder schweiften ihre Augen über das Papier, ihr Mund bewegte sich auch einige Male leise, als ob sie zu sprechen beabsichtige, aber sie schwieg.

„Ist sie es nicht?“ forschte der Affessor in ungeheurer Spannung.

Sophie starrte die wenigen Worte noch immer wie unerschlossen an. Endlich sagte sie: „Die Schrift ist der meines Mannes sehr ähnlich. Gerade so sind seine D's, seine F's und seine S's — so macht er seine Häkchen und Bindungen, aber ich weiß nicht, er hatte festere und elegantere Züge. Die Handschrift hier erscheint mir ein wenig plump und ungeschickt.“

„Oder auch unsicher,“ ergänzte die Schwester.

„Würden Sie die Güte haben, mir einige Proben der Handschrift Ihres Herrn Gemahls vorzulegen?“

Sophie holte mehrere von der Hand des Arztes herrührende und unterzeichnete Briefe, sowie ein Couvert, auf das er, auf einem Arztetage auswärts befindlich, die Adresse seiner Gattin, also im wesentlichen seinen eignen Namen, geschrieben.

Der Beamte verglich sorgfältig die Schriftzüge der verschiedenen Dokumente und gelangte zu dem Schlusse, daß die Handschrift doch wohl dieselbe sei.

„Aber der Schreiber auf diesem Blatt hat gezittert,“ wandte Sophie noch immer zweifelhaft ein. „Meines Mannes Schrift zeichnet sich durch außergewöhnlich kräftige Züge aus.“

Der Affessor erwiderte: „Das Zittern bildet kein Charakteristikum, sondern den Ausfluß einer zufälligen Verfassung, in der sich ein Mensch befindet. Jemand mit einer noch so kräftigen Hand wird zittern, wenn er friert oder aufgeregt oder krank ist. Und wenn, wie wir doch anzunehmen gezwungen sind, der Herr Doktor sich in einem nicht normalen Geisteszustande befunden hat —“

Er hielt inne und sah die junge Frau besorgt an. Sie nickte trübe.

„Sie mögen recht haben, Herr Affessor. Mein Gott, mein Gott!“ stieß sie in plötzlicher schmerzlicher Aufwallung hervor, „kann es nur möglich sein? Mein guter, lieber Mann sollte im Ru seines klaren, scharfen Verstandes beraubt worden sein? Ich kann es nicht fassen, nicht glauben — und doch, welche Annahme bleibt mir nach all diesem noch übrig?“

Der Affessor erklärte, er werde, um ganz sicher zu gehen, die Handschriftproben nebst der Eintragung noch einem Schriftenvergleich vorlegen, welche Absicht er sogleich ausführte. Der Grapholog, den er aufsuchte, zählte zu den berühmtesten seines Faches und der Residenz, er gehörte zu den gerichtlichen Sachverständigen.

Nach kurzer Prüfung durch die Lupe pflichtete der Schriftkundige der Meinung des Assessors bei, die Schrift auf den ihm vorgelegten Papieren rühre

zweifelloos von derselben Hand her, nur deute die stark hervortretende Unsicherheit der Buchstaben auf dem Fremdenbuchblatt auf eine außergewöhnlich beunruhigte Gemütsverfassung hin.

Mehr und mehr befestigte sich dadurch des Assessors Ueberzeugung, daß der totgeglaubte Arzt sich thatsächlich im Banne plötzlich eingetretener Geistesumnachtung, von irgend einer seltsamen Idee erfaßt, aus Berlin entfernt und sich verborgen gehalten habe. So nur allein erklärte es sich auch, daß man während voller vierzehn Tage nichts von ihm gehört hatte. Zweifelloos verbarg er anfangs seinen Namen oder legte sich einen andern bei, während er später, einem der bei Irrsinnigen so häufigen jähren Stimmungswechsel nachgebend, ungeschont seinen richtigen Namen in die Fremdenbücher eintrug oder eintragen ließ. Der Fall war weder selten noch besonders außerordentlich. Was das Verhalten Fanny Mäders anlangte, so ließ es vielleicht auf bloße hysterische Grillen hinaus — ihre Geheimnisse schrumpften durch den nun kaum mehr ansehbaren Nachweis der Wiedererscheinung des ermordeten geglaubten Arztes zu Privatangelegenheiten zusammen, für welche die Behörde ein Interesse nicht mehr an den Tag zu legen brauchte.

So kalkulierte der Affessor — aber er rechnete nicht mit der Möglichkeit eines neuen Zwischenfalls. Im Gerichtsgebäude erblickte er nämlich, seiner wartend, die Oberaufseherin der weiblichen Gefangenen. Die stattliche Frau hielt einen arg zerschnittenen Zettel in der Hand.

„Was haben Sie da, Frau Rehr?“

Die corpulente Frau sah rot und erhitzte aus. Ihre Gefühle befanden sich in Aufruhr. Hastig trat sie näher und hielt dem Affessor den Zettel hin.

„So ein Betrug! So eine Frechheit!“ räsionierte die resolute Person in noch immer nicht überwundenem Groll.

„Was soll der Zettel?“

„Der Fanny Mäder, dem gnädigen Fräulein, ist er über die Mauer geworfen worden!“

Robbert griff hastig nach dem Papier.

„Ueber die Mauer?“

„Ja wohl, vorhin, als sie ihren Spaziergang im Gerichtshofe machte. Es war ein Glück, daß ich gerade am Fenster stand und es bemerkte. Ich sah, wie die Gefangene, während sie die Mauer langsam entlang ging, plötzlich zusammenfuhr und aufhorchte — dann schaute sie sich vorsichtig nach allen Seiten um. Ich ahnte schon, was das zu bedeuten habe, und spannte wie ein Hestelmacher. Richtig — in einem Augenblick, wo sie sich von dem Wächter, der im Hofe stand und frühstückte, nicht beobachtet glaubte, bückte sie sich, nahm schnell etwas vom Boden auf und ließ es in ihrer Tasche verschwinden. Da wußte ich, woran ich war. Wie der Blitz war ich draußen und forderte ihr den Brief ab, den sie eben erhalten. Sie wurde verlegen und leugnete — ich mußte Gewalt anwenden, denn sie setzte sich zur Wehr. Ich hätte ihr nicht so viel Kraft zugetraut, sie drückte den Zettel so fest in der Hand zusammen, daß ich Mühe hatte, ihn hervorzukriegen.“

„Haben Sie nicht dem Urheber der Botschaft nachspüren lassen?“

„Der Wächter sprang sofort hinaus, es war aber niemand mehr zu sehen.“

Der Affessor las aufmerksam die Mitteilung. Sie bestand nur aus einigen flüchtig mit Bleistift auf ein Blatt Papier geworfenen Zeilen, der Inhalt schien aber außerordentlich wichtig zu sein, denn der Beamte ließ ein langgezogenes „Ah!“ hören, dann überslog er den Zettel nochmals und ordnete darauf die unverzügliche Vorführung Fanny Mäders an.

Fanny zeigte in ihrem Wesen noch Spuren der eben bestandenen Aufregung. Ihre Wangen bedeckte glühende Röte, in ihren Blicken stritten Verlegenheit, Entrüstung, Furcht und Gram um die Herrschaft. Der Ärmel ihres Kleides war zerrissen — ein Beweis des geleisteten Widerstandes und des stattgehabten Kampfes.

„Fanny Mäder,“ redete der Affessor sie mit strenger Miene an. „Sie haben soeben eine Botschaft empfangen?“

Das junge Mädchen hob, durch seine Härte gereizt, trotzig den Kopf.

„Da Sie den Brief in Ihren Händen halten, kann ich die Thatsache nicht in Abrede stellen, Herr Affessor.“

„Sie befanden sich auf dem Freihof zu Ihrem gewöhnlichen Spaziergang? Auf Ihren Wunsch hat man Ihnen die gesonderte Benutzung des Freihofs unter Aufsicht eines Wärters gestattet, um Ihnen das Zusammentreffen mit den andern Gefangenen zu ersparen?“

„Ja.“ Sie schien etwas beschämt, als sie die ihr widersprechende Vergünstigung zugestand.

„Sie verdanken diese Gunst meiner Fürsprache — ich hätte nicht geglaubt, daß Sie dieselbe mißbrauchen würden.“ Der Affessor verschwieg hier, daß bei der Bewilligung des Gesuchs auch die Absicht maßgebend gewesen, durch ihre Sonderung von den übrigen Unter-

suchungsgefangenen einer etwaigen Kollisionsgefahr vorzubeugen.

„Ich habe sie nicht mißbraucht.“

„Sie wußten nicht, daß man den Versuch machen werde, Ihnen eine Nachricht zukommen zu lassen?“

„Nein.“

„Auf welche Weise ist es denn aber dem Briefschreiber — denn die Handschrift ist diejenige eines Mannes — gelungen, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen?“

Die Gefangene zuckte die Achseln.

„Er muß doch genau die Stunde kennen, während welcher Sie sich im Freihof aufzuhalten pflegen?“

„Allerdings.“

„Und davon unterrichtet gewesen sein, daß Sie nicht mit den andern Gefangenen zusammen den Hof betreten?“

„So scheint es mir.“

„Sie haben keinerlei geheime Nachricht an jemand gelangen lassen?“

„Ich wüßte nicht, wie ich dies hätte bewerkstelligen sollen.“

„Freilich ist die Möglichkeit, sich von dem Umstände Kenntnis zu verschaffen, auch noch auf andre Weise gegeben. Sie sagen also, der Vorfall sei Ihnen überraschend gekommen?“

„Sehr überraschend.“

„Der Briefschreiber mußte aber dann doch riskieren, auch noch von andern Personen als Ihnen gehört zu werden?“

„Wie der Erfolg zeigt, ist er so unvorsichtig gewesen, dieses Risiko auf sich zu nehmen.“

„Jedenfalls scheint er mit den Gelegenheiten vertraut zu sein — sonderbar. Wollen Sie mir erzählen, wie es ihm gelungen ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?“

Fanny erwiderte resigniert: „Ich brauche es nicht zu verschweigen. Ich schritt wie gewöhnlich im Hof auf und ab oder vielmehr ich beschrieb einen eintönigen Kreis um den Raum, als ich, gerade die Mauer entlang gehend, plötzlich leise meinen Namen rufen hörte. Im ersten Moment war ich zu bestürzt, um zu begreifen, was man von mir wollte; wäre ich vorbereitet gewesen, hätte mein Verhalten mich wohl nicht veranlaßt. Der Ruf wiederholte sich, im nächsten Moment flog etwas vor mir nieder. Es kam über die Mauer. Nun erst erfaßte ich die Absicht des Rufenden, ich sah mich aufmerksam um, und da ich niemand an den Fenstern bemerkte, und meinen Aufseher, sich keines solchen Zwischenfalls verkehend, ruhig an der Thür stehen und frühstücken sah, ohne daß er es der Mühe wert erachtete, den Blick nach mir zu wenden, nahm ich den Moment wahr und hob den über die Mauer herübergeworfenen Gegenstand auf. Es war ein um einen Stein gewidelter Zettel.“

„Haben Sie gelesen, was darauf stand?“

„Wie hätte ich es gekonnt — ich mußte ihn doch verbergen. Und gleich darauf rannte die Aufseherin auf mich zu und nahm mir ihn ab.“

„So wissen Sie nicht, was er enthält?“

„Nein.“

„Aber Sie wissen, von wem er herrührt?“

„A — nein.“

„Sie wissen es, Fanny Mäder —“

„Ich habe ihn ja noch nicht angesehen.“

„Aber Sie erkannten die Stimme?“

Die Gefangene zögerte in ihrer gewöhnlichen Weise, dann richtete sie sich, wie immer in solchen Fällen, stolz empor und antwortete: „Ja.“

„Es würde vergeblich sein, über den Urheber eine Auskunft von Ihnen zu verlangen?“

„Völlig vergeblich,“ erwiderte sie mit Festigkeit.

„Und ob er mit dem Schreiber der von Ihnen vernichteten Briefe identisch ist?“

„Völlig vergeblich,“ wiederholte sie in derselben Weise.

„Sehr wohl, ich habe das erwartet. Hören Sie nun, was ich Ihnen zu eröffnen habe. Ich stand eben im Begriff, die nötigen Schritte zu thun, um Ihre Freilassung zu bewirken. Heute abend, wenn die Weihnachtsglocken zu läuten begannen, sollte Ihr Fuß die Pforte der Freiheit überschreiten. Die Ergebnisse meiner Forschungen setzten mich hierzu in den Stand.“

Er blickte bei diesen Worten die junge Dame forschend an. Sie schien im ersten Augenblick freudig betroffen, als sie aus der Form seiner Mitteilung jedoch heraushörte, daß von etwas Gewesenem, nicht mehr Vorhandenem die Rede sei, verdüsterten sich ihre schönen Züge, und an die Stelle des anfänglichen Hoffnungsleuchtens trat eine ernste, gramvolle Spannung.

Der Affessor fuhr langsam, jede Silbe betonend, fort: „Da ereignete sich dieser Zwischenfall. An sich würde derselbe auf die von mir vorgesehene Maßregel ohne Einfluß sein, aber der Inhalt der aufgefundenen Botschaft erweist sich als derartig bedeutungsvoll, daß er diese rätselhafte Angelegenheit, die ich schon zum größten Teil erklärt wußte, mit einem Schlage in das alte Dunkel zurückstürzt.“

Sie entgegnete kein Wort, sondern hielt die Augen noch immer mit dem Ausdruck verzehrender Angst und Spannung auf ihn geheftet.

„Und das nicht allein.“ sprach er weiter, „ich glaube durch die letzten Resultate der Untersuchung Ihre Unschuld sonnenklar erwiesen — dieser Zettel giebt mir, wenn nicht den Beweis Ihrer Schuld, doch denjenigen Ihrer Mitwisserschaft. Fanny Mäder. Hören Sie, was darauf geschrieben steht.“

Und Robbert las mit lauter Stimme:

„Teure, unglückliche Fanny! Was mußt Du Arme leiden um meinetwillen, um fremder Schuld willen! Habe Dank, innigen Dank! Und halte Dich aufrecht, mein Lieb, hörst Du? Bewahre um Gottes willen Deinen Mut! Sei überzeugt, es wird alles gut werden. Niemand hegt eine Ahnung von der Wahrheit. Vertraue auf mich, wie ich mich fest auf Dich verlasse, ich lasse Dich nicht untergehen. Alles steht zum besten, in wenig Tagen wirst Du frei sein.“

Fanny lauschte fast mit angehaltenem Atem der Vorlesung; der Text des Briefes schien sie mächtig zu packen, die himmelblauen Augen blühten im Glanze fruchtbarer Diamanten, ein frampfhaftes Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

Der Assessor vermochte kaum seine Bewegung zu bemeistern. Sich bezwingend, fügte er hinzu: „Der Zettel trägt keine Unterschrift — selbstverständlich nicht. Trotzdem bildet er für uns ein wertvolles Beweismittel, denn es geht aus ihm zur Evidenz hervor, daß Sie in der That von dem Schicksal des Doktor Ohlhoff mehr wissen, als sich mit Ihrer bisher behaupteten Unschuld vertragen.“

„Ich bin unschuldig!“ rief Fanny heftig.

„So wollen Sie behaupten, es sei Ihnen mit diesem Schreiben eine Falle gestellt worden?“

Das junge Mädchen überlegte, was sie darauf erwidern sollte.

„Sie haben bereits zugegeben, die Stimme erkannt zu haben.“

Fanny richtete sich auf und heftete einen Blick edlen Stolzes auf den Vertreter der Staatsanwaltschaft.

„Ich habe Sie noch nicht belogen und werde auch nicht lügen. Der Brief bedeutet keine Falle, er ist ehrlich gemeint.“

„Dann war der Verfasser mindestens sehr unvorsichtig, Ihnen ein Dokument zuzustellen, worin so viel für Sie Belastendes enthalten ist. Wenn er Ihnen absichtlich schaden wollte, er hätte nicht anders handeln können.“

Die Gefangene bewegte den Arm wie abwehrend. „Mir schaden? Er? Niemals!“ rief sie fast unwillkürlich.

„Sind Sie dessen so sicher?“

„Ja.“ In ihrem Blick prägte sich eine heilige Gewißheit aus.

„Der Unglückliche hat kein andres Mittel gefunden, mir einige Worte des Trostes in meinem Elend zu senden — seine Meinung war die edelste. Er soll sich nicht —“

Bestürzt, als fürchte sie, schon zu viel verraten zu haben, hielt sie inne.

Die Botschaft enthält nicht allein Worte des Trostes, hob der Assessor hervor. „Bloße Trostesworte hätten auf natürliche Weise ebenfalls den Weg zu Ihnen gefunden. Niemand hätte sie Ihnen vor-enthalten. Das Schreiben bedeutet mehr als eine Ermunterung, es ist zugleich eine Bestärkung in Ihrem bisherigen Verhalten. Sie sollen fortfahren, die Wahrheit zu verschweigen, Fanny Mäder — ist es nicht so?“

Fanny schwieg.

„Wollen Sie auch jetzt noch leugnen, an dem Verschwinden des Doktor Ohlhoff beteiligt zu sein?“

Fanny beharrte in ihrer stummen Haltung.

„Oder wenigstens über sein Schicksal Auskunft erteilen zu können?“

Wieder keine Antwort.

Der Assessor wartete eine Zeit lang, als jedoch gar kein Laut aus ihrem Munde kam, sagte er ruhig:

„Sie verweigern mir jede Erklärung? Gut, so will ich Ihnen sagen, wie alles sich verhält.“

Die Gefangene schaute bestürzt zu ihm auf.

„Dieser Zettel,“ erläuterte er fast lächelnd seine überraschende Ankündigung, „spricht für mich eine sehr deutliche Sprache. Anfangs schien er mir den Thatbestand noch mehr zu verwirren, da sein Inhalt meinen jüngsten Feststellungen eigentlich völlig widersprach. Je mehr ich aber mir alle Auslassungen des Unbekannten vergegenwärtigte, desto klarer durchschaute ich das ganze Gewebe.“

„Was — was wissen Sie?“ fragte sie mit scheuem Blick.

„Folgendes,“ entgegnete der Assessor triumphierend. „Der Schreiber dieses Briefes ist Ihr Bräutigam —“

„Mein Bräutigam? Nein —“

„Ihr Geliebter, wenn Sie denn wollen. Aus

Gründen, die ich nicht kenne, haben Sie beide Ihre Verbindung bisher geheim gehalten. Ist es nicht so?“

„Sprechen Sie weiter.“

„Doktor Ohlhoff ist nicht mehr am Leben; er ist ermordet worden —“

Robbert Lindner bohrte dabei seine faszinierenden Augen förmlich in die blauen Sterne Fannys hinein. Unfähig, seinen scharfen Blick zu ertragen, senkte das junge Mädchen die langen Wimpern.

„Sie selbst sind nicht seine Mörderin —“

„O Gott, nein, nein!“

„Ihr Geliebter —“

„Er nicht, er auch nicht!“ schrie die Gefangene mit leidenschaftlichem Protest in ihren Mienen auf.

„Nein, er auch nicht, ich wollte es eben bemerken. Aber jemand, der ihm und Ihnen oder einem von Ihnen beiden nahesteht —“

Fanny sank wie fassungslos auf den Stuhl, den ihr die Güte ihres Inquiranten angewiesen hatte.

„Wäre er selbst der Schuldige, so würde er nicht den gegen Sie entstandenen Verdacht durch das Verbergen der Uhr im Garten des von Ihnen bewohnten Hauses zu verstärken gesucht haben.“

Wieder harrte Robbert einige Augenblicke, als erwartete er von ihren Lippen die Bestätigung seiner Annahme. Da keine erfolgte, fuhr er fort:

„Der wahre Mörder steht Ihrem Geliebten nahe, sonst würden Sie nicht so beharrlich den Namen desselben verschweigen. Ihr Geliebter scheint den Mörder entweder, weil er ihm nahesteht oder aus einer andern mir noch unbekannten Ursache retten, ihn der Strafe entziehen zu wollen, daher ermahnt er Sie zur Standhaftigkeit und stärkt Ihren Mut mit der Versicherung, Ihnen könne man nichts anhaben. Ob der verhängnisvolle Brief an Doktor Ohlhoff, der seinerzeit zu Ihrer Verhaftung geführt hat, in der That mit dem Verschwinden des Arztes in direkter oder indirekter Verbindung steht, vermag ich nicht zu beurteilen. Mir erscheint es mehr ein verhängnisvoller Zufall, der Sie in die ganze Angelegenheit verwickelte.“

„Ich schwöre Ihnen, es ist so!“

„Die Stelle auf dem Zettel: ‚Vertrau auf mich, ich lasse Dich nicht untergehen,‘ deutet die Absicht an, irgendwelche Schritte zu Ihren Gunsten zu unternehmen, oder vielmehr die Thatfache, daß solche Schritte bereits geschehen sind. Und sie sind geschehen. Der wahre Mörder wurde bewogen, vielleicht unter der Androhung der Auslieferung an die Gerichte, etwas zu versuchen, was Ihre Schuldblosigkeit zu erweisen geeignet ist. Deshalb ging er auf Reisen und spielte die Rolle des Ermordeten. Wie es ihm möglich war, sie so durchzuführen, wie er gethan, weiß ich zurzeit noch ebensowenig, als aus welchem Beweggrund das Verbrechen erfolgt ist. Vermutlich besitzt er in Statur und Äußerlichkeiten eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Ermordeten, die er durch Anlegung einer ähnlichen Kleidung noch zu erhöhen verstand. Wie seinerzeit der Knabe ausgefaßt, welcher dem Doktor Ohlhoff den Brief jenes Unbekannten übergab, trug der letztere einen Vollbart gleich dem Arzte, sicherlich haben wir also in ihm denselben Mann vor uns, der in Frankfurt und Wiesbaden in der Rolle des Ermordeten auftrat, und der, wie ich guten Grund habe anzunehmen, niemand anders als der Mörder selber ist. In den Besitz des Notizbuches wußte der Mörder sich auf dieselbe Weise zu setzen wie in den der Uhr, er fand beide Gegenstände bei der Leiche und eignete sich dieselben an. Die Handschrift konnte er leicht fälschen, da das eine Mal niemand zugegen war, als er sich in das Fremdenbuch eintrug, während er im andern Falle die Vorsicht gebrauchte, die Eintragung dem Rechner in die Feder zu diktieren. Doch das sind Momente, die Ihnen unbekannt sind. Wollen Sie mir nun sagen, Fanny Mäder, ob meine Vermutungen der Wahrheit entsprechen?“

„Sie wissen mehr davon als ich,“ hauchte das junge Mädchen in unsagbarem Erstaunen.

„Und doch fehlt mir die Hauptsache, ohne welche meine ganzen Kombinationen unnütz erscheinen; ich kenne den Thäter nicht. Sie kennen ihn — leugnen Sie nicht,“ sprach er mit erhobener Stimme weiter, als Fanny abwehrend die Hand ausstreckte. „Sie kennen den Thäter und auch das Motiv, obgleich Sie selbst an dem Verbrechen nicht beteiligt sind. Vergebens würde ich allerdings hoffen, von Ihnen ein offenes Bekenntnis Ihrer Mitwisserschaft zu erlangen. Ich stelle nicht einmal das Ersuchen an Sie. Ich glaube, Ihr Schweigen hat Gründe, die ich achten muß, und ich werde nicht eher wieder vor Sie hintreten, bis ich Ihnen den Namen, auf den es ankommt, von selber nennen kann, dann dürfte, wenn nichts mehr zu retten ist, die Ursache für Ihr Verhalten hinweggefallen sein, dann werden Sie mir die Erklärung dieses festsamen Rätsels nicht länger verweigern.“

Die Gefangene vermochte nur mit einer Gebärde des Erstaunens zu antworten. Der Scharfsinn des jungen Mannes flüchte ihr fast Furcht ein. Der Assessor bemerkte es und lächelte freundlich.

„Ich werde mich jetzt durch keinen Zwischenfall mehr irreleiten lassen,“ beendete er in ruhigem, sicherem Tone seine Darlegung. „Mein Ziel liegt klar vor mir. Wenn es mir gelingt, den Schreiber dieser Zeilen zu ermitteln, so werde ich vor der Lösung des Geheimnisses stehen. Und ich werde ihn ermitteln, verlassen Sie sich darauf!“

Fanny gab keine Antwort. Sie sah ihn nicht einmal an. Ihre Blide suchten den Boden. Schweigend wartete sie, bis der Gefängniswärter hereintrat und sie abführte. Assessor Lindner aber schritt noch lange in tiefem Sinnen in seiner Amtsstube auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn wir uns wiederfinden.

Wenn wir uns wiederfinden,
Ist alles nicht, wie einst;
Vielleicht, daß du vergessen,
Vielleicht auch, daß du weinst;
Und denkst der alten Stunden,
Der Zeit, die längst vergang;
Der alten, süßen Weise,
Die oft mein Mund dir sang.

Und jenes Waldesfriedens,
Der uns so teuer war,
Wenn wir im Forst uns kränzten
Mit Blüthenkranz das Haar.
Wenn wir dem Märchen lauschten
Von Elfen und Tanz; —
In deinen eignen Augen
Lag sonniger Märchenglanz.

Wir waren rechte Kinder
Und kannten nicht das Leid;
Nun ist dahin geschwunden
Die süße Kinderzeit.
Und ob du's lang vergessen,
Und ob du drüber weinst;
Wenn wir uns wieder finden,
Ist alles nicht, wie einst.

Johanna Plagge.

Furor teutonicus.

(Bild S. 132 u. 133.)

Die germanische Kampfeswut haben die Römer zu ihrem Schrecken kennen gelernt, seit die reißigen Scharen der Cimbern und Teutonen an der Nordgrenze Italiens erschienen, um mit gewaffneter Hand sich neue Wohnsitze zu erkämpfen. In der Schlacht bei Noreja (113 v. Chr.) schlugen sie zuerst ein römisches Heer. In keilförmiger Schlachtdrängung, die erprobtesten Krieger voraus, stürmten die Germanen an unter schredenerregendem Kampfesgeschrei, auf der Wucht des Angriffs beruhte die Hoffnung des Sieges. Es galt, in die feindliche Aufstellung Bresche zu legen und dann, die Gegner seitwärts zusammenschleubend, Verwirrung in ihre Reihen zu bringen. Häufig glückte diese Taktik, die einzig und allein auf die ungestüme Tapferkeit rechnete, der cimbrische Schrecken ward bei den Römern sprichwörtlich wie früher der Ruf „Gan-nibal vor den Thoren!“ Einen solchen Angriff in Keilform hat der Maler darzustellen versucht; wir gewahren den germanischen Heerführer, den Herzog, hoch zu Ross, an der Spitze des Keiles; denn nicht wie bei den Römern mit ihrer klug ausgedachten Kriegskunst hält es bei den Germanen der Führer für seine wichtigste Aufgabe, sich zurückhaltend die Schlacht zu leiten; man verlangte von ihm vielmehr, daß er sich selbst am Kampfe beteiligte und als der Tapferste erwies.

Unschuldig Verurteilte.

(Bild S. 136.)

Zu frühe haben wir, nach weitem Weg, den Stand erreicht, wo ein herrliches Jägervergnügen unser harret: der Abschluß des baldigen Auerhahns. Noch ist es rings umher stockfinstler, und erst ganz schwach beginnt jenseits des Waldthals der Morgen zu grauen.

Da halt! uns plötzlich aus der Dunkelheit der Aue „Kukuruh!“ entgegen, und je mehr der Morgen herandämmert, desto lauter erschallt es von Zeit zu Zeit: „Kukuruh, kukuruh!“ Regungslos, wie es sich für den Jäger gebührt, stehen wir jetzt da und lauschen auf die Stimmen, welche uns den nahenden Tag künden und die den Wald mehr und mehr beleben. Aber sie alle über-tönt lebendiger als irgend ein anderer Ruf das „Kukuruh!“ der größten unsrer einheimischen Wildtauben, des Ringel-täubers.

Niemand wird es bestreiten dürfen, daß die Wildtauben an sich, welche unsrer Arten wir auch vor uns haben, lieblich und interessant erscheinen und als schöne und angenehme Vögel mit Recht beliebt sind. Es ist daher schwer zu begreifen, warum gerade sie in dem Vogelschutzgesetz für das Deutsche Reich geächtet werden mußten, sie auf der Liste der Vögel stehen, denen Schutz und Schonung nicht einmal zur Zeit des Nistens, wenn sie Eier und Junge in den Nestern haben, bewilligt worden ist.

Nur dem Turmfalke allein unter allen Tagraubvögeln gewährt das Reichsgesetz zum Schutz der Vögel Schonung, und diese verdient er in der That, denn er ist nicht bloß



Inter leuconicus. Nach dem Gemälde von Otto Reiffsch.

Vergrößerung des Bildes (entnommen aus dem Original)

harmlos, sondern auch durch Vertilgung der für unsre Kulturen unheilvollen Kerbtiere nützlich. Aber von Unkundigen wird er leider nur zu oft mit den großen, wirklich schädlichen gefiederten Räubern verwechselt. Unwissende Leute schelten immerfort auf den Turmfalke, indem sie ihn von dem Wanderskalpe, Habicht oder andern, welche die geschlagene Taube auf dem Dach des Turmes kröpfen, nicht zu unterscheiden vermögen.

In einem gewissen Gegensatz zu allen andern Raubvögeln stehen die Bussarde, welche wir bekanntlich in Deutschland in vier Arten vor uns haben. Sie sind ohne weiteres mit den übrigen Tagraubvögeln auf die Liste der Geächteten gesetzt, und zwar nach dem Wunsch und Willen der Jägerschaft, indem die bei weitem meisten Weidmänner sie für durchaus oder doch überwiegend schädlich halten, und zwar entgegen der Meinung wiederum der meisten Vogelfundigen, welche dies bestreiten und im Gegenteil diese Vögel, insbesondere aber den Mäusebussard und den Raufuß, als bedeutend nützlich für die Landwirtschaft erachten. Keinenfalls läßt es sich in Abrede stellen, daß die Bussarde hin und wieder einen Junghafen und andres junges Wild schlagen, auch bei Gelegenheit Rebhühnernester und andre ausstöbern; aber durch eifrigste Mäusevertilgung sind sie in hohem Grade überwiegend nützlich, so daß es ein schwerer Schaden für die deutsche Landwirtschaft sein würde, wenn sie unnachlässiglich ausgerottet werden sollten; selbst ihre zu große Verringerung müßte schon als eine Bedrohung in diesem Sinne angesehen werden. Als Beweis für den Schaden, welchen ein Bussard anrichtet, wird von den Jägern vielfach erzählt, daß, wenn sie und da ein Stück Klein- oder Jungwild geschlagen ist, von welchem der unbekannte Räuber verschluckt wurde, man dann dabei vermittelst des Zellers oder Tritteisens einen Bussard gefangen habe. Aber dies ist nach meiner Ueberzeugung unsichthaltig, denn das Wild ist zweifellos fast immer von einem der großen Falken oder dem Fühnerhabicht oder auch wohl dem Sperber geschlagen, während der Bussard dann an das tote Tier gegangen ist, wie er ja auch den erlegenen Räubern nicht selten ihre Beute abjagt und sie dadurch allerdings wieder zu weiteren Rauben zwingt.

Wenn im zeitigen Frühjahr oder noch viel schöner im Herbst die reine, klare Bläue der Luft uns den weitesten Fernblick gestattet, dann gehört zu den schönsten Naturbildern der in der lichten Höhe seine malerischen Kreise ziehende Raubvogel, und zwar am meisten und schönsten der Bussard. Um so mehr bedauern wir es, daß die heimische Natur auch dieses Schmuckes beraubt werden, daß auch er zu den geächteten Vögeln gehören soll.

Nachlässiger ist das deutsche Vogelschutzgesetz den Eulen gegenüber. Da beweist uns nun aber ein eifriger Vogelfreund und -schützer, daß vornehmlich die großen Arten nicht wenige Singvogelnester zerstören, vorzugsweise die soeben flügel gewordenen Jungen rauben und selbst alte brütende Vögel auf den Nestern schlagen. Aber unter Berücksichtigung dessen, daß sie einerseits die wirksamsten Mäusevertilger sind und andererseits allerlei in der Dämmerung liegende, äußerst schädliche Kerbtiere fressen, dadurch also für die Land- und Forstwirtschaft sowie den Gartenbau unentbehrlich sind, gewährt das Gesetz ihnen thatkräftigen Schutz.

Gleiches sollte doch auch mindestens mit den beiden frähenartigen Vögeln, der Dohle und Saatkrähe, der Fall sein. Trotzdem hat das deutsche Vogelschutzgesetz für sie keine Schonzeit. Die Dohle steht ungefähr in demselben Verhältnis wie die vorhin besprochenen Eulen. Sie ist durch Maisfäulnisvertilgung und andres sehr nützlich, aber sie raubt auch Vogelnester, namentlich die der Stare, aus, und wo sie zu zahlreich und dreist wird, kann sie allerdings erheblich schädlich sein; doch, wie wir es bereits gesehen haben, die Feinschmecker und Liebhaber von gebratenen jungen Tauben und Kibitzern sorgen genugsam für ihre Verringerung. Dies sollte mit den Saatkrähen erst recht geschehen, indem man ihre soeben flügel gewordenen Jungen, sowie ihre Eier in den Nahrungsgebrauch zieht und dadurch ihre übermäßige Vermehrung verhindert. Denn nur in dieser kann die Saatkrähe lästig, niemals aber wirklich schädlich werden. Anstatt dessen wird alljährlich ein sogenanntes Krähenjagen veranstaltet, bei welchem eine Jagdgesellschaft auf dem Gute sich versammelt, nach der Saatkrähenansiedlung hinausfährt und hier, je nach der Größe des Bestandes, Duzende, wohl gar Hunderte von jungen Krähen zum Vergnügen herabschießt, ohne sonstigen Zweck oder entsprechende Verwendung.

Am hitzigsten ist der Streit aller gelehrten und ungelehrten Leute über den Spatz erwacht. Hier wird er heftig angefeindet und gehäßt, dort gern gesehen oder doch wenigstens geduldet, während ihn manche Leute sogar als einen unschuldigen Märtyrer hinstellen. Die beiden extremen Anschauungen sind gerechtfertigt; denn in jeder Großstadt kann der Sperling doch keinesfalls irgend welchen Schaden verursachen, sondern im Gegenteil, dort dient er zur angenehmen Belebung der Straßen und Plätze in Stadtteilen, wohin kein anderer freilebender Vogel gelangt. Ohne alle Frage schädlich dagegen ist er dort, wo er in vielföpfigen Schwärmen in das reisende Getreide fällt oder wo er an Zuckererbsen, Kürbissen, Weintrauben oder andern Gartenfrüchten nur zu empfindlichen Schaden durch Fraß anrichten kann. Im ganzen wechseln bei ihm Schädlichkeit und Nützlichkeit außerordentlich, je nach den Verhältnissen beziehungsweise nach der Dürftigkeit. Wer sehen will und kann, wird es nicht bestreiten dürfen, daß der Spatz zur Ernährung seiner Jungen massenhaft Maiskörner, nackte Raupen und andre Schädiger unsrer Auzgewächse vertilgt. Man sollte einsehen, daß auch dieser Vogel seine guten und schlechten Seiten hat wie alle übrigen, und man sollte es sich angelegen sein lassen, sachgemäß festzustellen, wo diese überwiegen oder jene. Selbst dort aber, wo man davon überzeugt sein kann, daß der Sper-

ling mehr schädlich als nützlich ist, haben wir dennoch kein Recht dazu, ihn rücksichtslos auszurotten.

Im höchsten Maß verhaßt gemacht hat sich der Sperling dort, wo er mit großen Hoffnungen, ja mit förmlicher Begeisterung von Europa aus eingeführt worden, in Nordamerika und Australien nämlich. Hier liegt nach meiner Ueberzeugung seine hauptsächlichste Schädlichkeit aber darin, daß er die einheimischen, schönen, harmlosen und nützlichen Vögel verdrängt, während er allerdings auch, wenigstens zeitweise, argen Schaden verursacht und durch Zudringlichkeit, Unschönheit und Geschrei lästig wird. Jetzt, nachdem die Einführung geschehen, wird die Wiederausrottung wohl kaum zu ermöglichen sein.

Bei uns sollte man einen Unterschied machen zwischen dem Hausperling und dem Feldperling, auch Rohrperling genannt, welcher letzterer in Baumgärten und andern Anpflanzungen überwiegend nützlich ist durch Vertilgung schädlicher Kerbtiere und ihrer Brut, dagegen als Räuber an Zuckererbsen und dergleichen oder am reisenden Getreide niemals so großes Unheil anrichtet. Zwar kann der letztere dadurch, daß er andre Vögel aus ihren Nestern vertreibt, fast noch schädlicher als jener werden; wenn man indessen recht zahlreiche Nistkasten mit sehr engen Schlupflöchern für die Meisen und andre kleine Kerbtierfresser in den Obstgärten, an den Baumreihen der Landwege und im Vornwald aushängt, so kann man diesem Schaden wohl gut vorbeugen.

Nun führe ich die Leser noch einmal hinaus an einem Sommerabend auf einen baumbestandenen Hügel am Landsee, wo wir einen herrlichen Weitblick haben über die blinkende Wasseroberfläche. Mit der herannahenden Dämmerung wird es stiller um uns her. Die Singdrossel im Föhrenwipfel, die Lerche in der Himmelsbläue und der Hänfling auf der Kiefer haben ihre Lieder verstummen lassen, und nur die Meisen wispern noch in den Birkenzweigen. Aber vor uns auf dem Wasser entwickelt sich jetzt ein schönes Naturbild. Von den Strahlen der sinkenden Sonne förmlich umgoldet, fliegen die zierlichen Seeschwärme hin und her und lassen ihre weithin schallenden klavierschen Klänge hören. Dann stürzt sich eine von ihnen aus der Luft herab, in das Wasser untertauchend, und wenn sie emporkommt mit einem kleinen Fisch im Schnabel, wird sie begrüßt von dem Geschrei aller übrigen. Nun wird es seitwärts neben dem Rohrdickicht lebendig; da schlüpft ein Pärchen kleiner Wasserhühner hervor, dort eine Bläbente, hier steht plötzlich eine seltsam erscheinende Zwergrohrdommel, ohne daß wir wissen, woher sie gekommen, im flachen Wasser — und wenn sie alle so munter ihrer Nahrung nachgehen, welche in kleinen Fischen, Fischlaich und allerlei andern Wasserlebewesen besteht, so fragen wir uns wohl unwillkürlich, warum auch diese nach unsrer Meinung recht harmlosen und doch so anmutigen und schönen Vögel schonungslos verfolgt werden dürfen! Ihre Schädlichkeit ist überall dort, wo kleine, wertvolle Weisfische massenhaft vorhanden sind, durchaus bedeutungslos, während sie von Fischzuchtteichen und andern Anlagen, wo sie wirklich erheblichen Schaden verursachen können, unschwer fernzuhalten sind.

Dr. Karl Nuy.

Wenn wir reisen...

Plauderei

von

Tony Schumacher.

Wer reist gegenwärtig nicht? Ich gedenke hier nicht der Professionsreisenden, und derer, denen Zeit und Geldbeutel es gestatten, ihren Flug sehr weit in die Welt hinaus zu nehmen, sondern derjenigen, die noch vor wenigen Jahrzehnten unter verhältnismäßig gleichen Verhältnissen ruhig zu Hause geblieben wären, weil sie gar nicht daran dachten, reisen zu können, und die nun in nicht zu zählender Menge während der Sommermonate an jeder noch so kleinen Eisenbahnstation das Geschäfte, Getreide, Gewühl und Gedränge ausmachen.

Wer bleibt, wenn die Sonne brennt, wenn Zimmer und Bureau dumpf werden, wenn die vielen Anzeigen der herrlichsten und dabei billigsten Aufenthaltsorte in den Zeitungen stehen, noch gemütsruhig und planlos, besonders, wenn die Bekannten alle von Fortgehen sprechen, wenn die Ferien herannahen, in denen doch „kein einziger ordentlicher, anständiger Mensch mehr zu Hause bleibt“, wie die Kinder, — die halbgewachsenen und die kleinsten schon mit unumstößlicher Gewißheit versichern, und wenn die Frage jedes Begegnenden nicht die ist: „Reisen Sie auch?“ sondern als ganz selbstverständlich: „Wo reisen Sie hin?“

Irgend ein Älteres in der Familie, die Großmutter, eine Tante, oder vielleicht auch gar eines der Eltern spricht schüchtern und ängstlich von dem großen Garten vor dem Thor, von den Spaziergängen um die Stadt, von den Ferienvergönungen bei etwaigem schlechtem Wetter im geräumigen Haus, und wie es daheim im Sommer doch auch recht schön sein könne! — Aber wie veraltet, wie unhaltbar sind solche Ansichten, und, überstimmt von den meist sichhaltigen Gründen der Neuzeit lassen sich schließlich sogar diese Alten oft noch überreden, auch nicht in der schlechten Stadtluft zu bleiben, doch auch mitzugehen, irgend an einen andern Ort, wo die Bäume eben noch frischer, die Wiesen noch grüner, die Berge noch höher sind, und

wo sie mit Staunen gestehen müssen, daß es hier allerdings noch schöner als zu Hause sei.

Einst und jetzt! Wohl klingt es unendlich bescheiden und anspruchslos, wenn wir hören, wie unsre Eltern und Großeltern oft jahrelang keinen Urlaub oder Ferienzeit hatten. Die Kranken und Leidenden schickte man ja wohl auch damals in Bäder, aber von Sommerfrischen und Luftkurorten wußte man noch nichts, und wer etwa ein instinktives Verlangen nach Heubüsch oder kuhwarmer Milch hatte, der mußte sich mit der primitivsten Unterkunft begnügen. — Fahrten waren von jeher nur für die sehr Frischen, ganz Gesunden, die Postwagenfahrten waren beschwerlich und nicht billig, Ausflüge in Kutschen konnten sich nur die sehr Vermöglichen leisten, und so kam's, daß naturgemäß die wenigsten Leute an ein Verreisen denken, geschweige denn ihren Kindern ein Stück Welt zeigen konnten.

Und nun, um wie wenig Geld im Verhältnis steht der Weg in die herrliche Gottesnatur, zu den Städten und ihren Kunstschätzen und zu erquickenden Erholungs-orten aller Art offen. Wer wollte da noch eng sein, und sich und den Seinigen nicht gönnen, im Jahre einmal wenigstens einen Blick hinaus zu thun und sich die Seele weiten zu lassen durch andre Eindrücke, den Körper zu kräftigen durch andre Luft, Kost und Bewegung. Wie sehr wird all dies erleichtert durch Rund- und Retourbilletts, durch Familien- und Pensionspreise, durch Verkehrsmittel, die buchstäblich im Schlaf die Menschen an andre Orte und in fremde Länder befördern! Freilich erfährt der Reisetaumel jetzt einen jeden, auch den, für welchen es vielleicht vernünftiger wäre, zu Hause zu bleiben, und daß die jegige Jugend es direkt für eine „Schande“ erklärt, in den Ferien nicht fort zu gehen, darüber läßt sich pädagogisch vieles sagen. Aber ich gestehe, es ist wahrhaft herzerquickend, eine zur Reise gerüstete, endlich flott gewordene, mit Rucksack, Taschen und Körbchen behängte, strahlenden Angesichts zur Bahn gehende Familie zu sehen. — Ob sie ebenso glücklich und vollauf befriedigt wieder zurückkommt, das hängt noch von vielem ab, denn schon dieses Abreisegedächtnis, finde ich, ist wert des ganzen vorhergehenden Trubels. Ein solcher ist ja wohl an keinem längern Fortgehen zu vermeiden.

Es ist merkwürdig, wie schon die allerersten Sonnentage im Frühling ein gewisses Sehnen nach Bewegung, Veränderung, Hinausdringen in einem erwecken, und wie schon, kaum haben die Krokusse und Veilchen ihre Köpfechen herausgestreckt, die Frage sich in den Herzen regt: „Werden wir heuer reisen können, — wohin in der schönen Welt wollen wir unsre Schritte lenken?“ Wie manches Leiden, manche Ermüdung den Winter über, wie manche Ueberbürdung hat man geduldig ertragen im Gedanken: es kommt die Zeit der Erholung unter andern Einflüssen. Mägdle- und Haushaltungsnot, Kinderkrankheiten und Schulkrenz, alles erscheint ertragbar in der Aussicht an ein paar Wochen, wo nicht gekocht, nicht gelernt, nicht erzogen, — überhaupt nicht gesorgt wird! In der Wirklichkeit läßt sich das alles ja nicht so ganz abschütteln, aber in der Vorfreude erscheint es einem so.

„Wo wollen wir hin?“ Wie unzähligemal wird diese Frage am Mittagstisch und Abendstisch, auf Spaziergängen, mit den Freunden am Stammtisch und mit Bekannten und Verwandten erörtert, und jeder weiß einen Ort aus Erfahrung zu nennen, der den fabelhaftesten Ansprüchen genügt, der „himmlisch“, — einfach vollkommen ist, und dabei so „spottbillig“, daß man sich wirklich unbeschreiblich thöricht vorkommt, wenn man nicht sofort sein Haus schließt und sich für Monate dahin begiebt! Bei näherem Betrachten bemerkt man freilich, daß dem Betreffenden im Sonnenschimmer der Erinnerung manches Kehrseitige sich verwischt hat, aber das thut nichts, — man schwelgt einmal in Gedankenreizen.

Atlas und Bäder liegen permanent neben den Alten oder im Familienzimmer. Heute spricht Vater vom Rhein mitsamt Lorelei und Niederwalddenkmal. Morgen fährt er im Geiste mit der ganzen Familie mittels kombinierter Billette in die Schweiz, bis tief an die Gletscher hin, und erwägt allen Ernstes, ob er nicht eine Entsetzungskur damit verbinden und Solopartien „dort oben herum“ machen könnte, welche himmelstrebende Gedanken ihm aber von dem Hausarzte abgeschnitten werden. Nun läßt man des weiteren in Mußestunden die Harzbäckerlein und die Schwarzwaldtannen rauschen, — ein etliche Tage andauerndes fernes Gerausche des Meeres und der Seinstadt werden bald als verderblicher Sirenen-gefang erkannt und die Ohren diesbezüglich verstopft. Dann werden noch einige verlockende Gedankenabstecker nach Tirol und in die Dolomiten gemacht, wo es „auch recht schön sein soll“, bis dann — es ist nun nachgerade Zeit geworden, sich zu entscheiden, — das Ausgabebuch neben dem Atlas und Bäder erscheint, das Geschriebene dort mit dem Gedruckten hier in Einklang gebracht wird, und bald darauf reist die ganze Familie, genau so vergnügt und erwartungsvoll, als ginge es in die Dolomiten, dem nächstgelegenen kleinen Gebirge zu,

auch bei kurzer Reise und einfachem Aufenthalt tausenderlei neue schöne Eindrücke in sich aufnehmend, so die Betreffenden das Talent dafür haben!

Glückliche Reisestimmung vorher, — wohl denen, die sie sich auch die ganze Zeit über zu erhalten wissen! Leider bleiben die Eigenschaften der Reisenden, die störend in der Harmonie des sonstigen Lebens gelöst wirken können, nicht zu Hause, sondern gehen mit, und sie weisen und fröhlich die paar Wochen wenigstens im Zügel zu halten, das verstehen leider nicht viele.

Da ist die überförmliche Mutter, die in Sonne und Rasse, beim Baden und Bergsteigen, beim Blumenpflücken und Beerenessen, beim Schaulaufen und beim Rahnfahren beständig Gefahren für die Ihrigen sieht. Sie verlangt ängstlich warme Kleidung, wo die leichteste eine Wohlthat wäre, sie trägt dem Mann und den Söhnen Ueberzieher nach, die nachher eine Last sind, sie sieht in jedem Abhang einen Abgrund, sie behält die Kinder fest an der Hand, wo diese so gerne frei springen möchten, sie verbietet jeden frischen Trunk, sie warnt beständig vor Hinaussteigen und Herunterfallen, und wenn die Ihrigen nicht genau zur festgesetzten Stunde von einer Partie oder Spaziergang zurückgekehrt sind, so ängstigt sie sich bis zu Thränen, oder läßt gar streifen, wo doch nur irgend ein schöner Sonnenuntergang oder ein unschuldiges Gewitter die Ursache der Verzögerung war. Ueberförmlichkeit quält und verursacht Unbehagen, aber es schaut doch Liebe und Gutmütigkeit daraus hervor.

Was anders ist's mit den Egoisten, — den Rücksichtslosen. Diesen auf der Reise zu begegnen, ist für Fremde schon nicht erfreulich, für Angehörige aber eine Prüfung. Schon im Wartesaal und beim Einsteigen machen sich solche Menschen durch Drängen und Drücken, durch Streben nach den besten Plätzen bemerkbar. — Frau und Kinder schleppen das Handgepäck, bringen es mit größter Anspannung ihrer Kräfte endlich oben im Reize unter, und bis sie, rot von der großen Anstrengung, sich endlich nach einem Unterkommen umsehen können, sitzt Vater bereits breit auf dem einzig noch vorhandenen Vorderplatz am Fenster, hat sich die neueste Zeitung gekauft und scheint gänzlich vergessen zu haben, daß Mutter heute früh über Kopfweh geklagt hat, und daß leider ihre Schwäche darin besteht, nicht rückwärts fahren zu können. Diese Art Individuum wird auch auf der ganzen Reise die Kräfte aller andern nach den seintigen berechnen und ihnen genau das zumuten, was er zu leisten vermag. Beim Ansehen der Städte werden die weitesten, ermüdendsten Strecken, trotzdem eine Trambahn nebenher läuft, zu Fuß gemacht, weil man es von zu Hause so gewöhnt ist. — Sämtliche Galerien müssen durchlaufen, sämtliche Kirchen betrachtet und die Türme womöglich bestiegen werden. Im Sturmschritt geht's von einer Sehenswürdigkeit zur andern, erbarmungslos vorüber an den hübschesten Schaufenstern, die zu besehen Frau und Töchter eine unendliche Freude wäre. Weiter, nur immer weiter ist die Parole, denn noch lange nicht ist das, was man sehen muß, abgelaufen. Und — wohl auch mit großem Interesse, mit redlichem Willen wankt die, an Kräften nicht so reiche Frau, das vielleicht etwas bleichsichtige Töchterchen hinterdrein, stets von neuem durch ein ungeduldiges: „So kommt doch, — wo bleibt ihr denn?“ des Voranströmenden wieder angefaßt. Endlich, ins Hotel am späten Abend zurückgekehrt, läßt sich der nun doch auch Ermüdete schwer in irgend eine Sofaede fallen, bestellt das Essen und sagt zu den Frauen, die er beordert, ihm ein paar Zigarren von oben herab zu bringen (das Zimmer liegt im dritten Stock), sie sollen sich putzen und ja nachher noch alles packen und zur Abreise für morgen früh in der Dämmerung parat machen, er hasse alles Sehehe! Wer kennt nicht solche Herren Patschas, und wer kann sagen, daß ich übertreibe? — Es sind dies beileibe keine schlimmen Männer, im Gegenteil, eine Reise ohne Frau und Kinder würde sie kaum freuen, aber sie haben verlernt, oder nie gelernt, mit einem liebenden Blick das Können der andern zu messen und mit einer kleinen Selbstdrangabe sich ihnen anzupassen! Wie manche schöne Reise, manch ersehnte Sommerfrische hat dadurch einen unerfreulichen Verlauf, ein klägliches Ende genommen, wo mit ein bißchen Rücksichtnahme der beste Erfolg hätte erzielt werden können.

Manchmal fällt mir da ein junges englisches Ehepaar ein, das wir bei einem Aufenthalt auf dem Rigi getroffen. Sie ein liebes, zartes, lichenhaftes Geschöpf — er ein großer, langer, starker Junge, erfüllt von zärtlichster Liebe für seine kleine Frau, aber keine Ahnung habend von dem Wesen einer solchen und von Rücksichtnahme. Es war Sport von ihm, — weil's niemand sonst that, — in der Frühe mit ihr den sehr beschwerlichen, steinigen Weg nach Gersau hinab zu gehen, unten im See zu baden und gegen Abend wieder heraufzusteigen. Ich sehe ihn noch mit seinen langen Beinen ausstreiten und über Felsblöcke hüpfen, das Frauchen, mit glührotem Kopfe, voll Liebe und

Ehrgeiz bemüht, ihm nachzukommen. Einige ältere Damen wagten es, dem Gatten leise Andeutungen zu machen, daß die Kräfte zu solchem doch zu ungleich seien, aber er lachte übermütig und meinte, was er könne, könne seine Jeanne auch, und das liebe kleine Ding nickte eifrig dazu. Aber sie hatte es doch nicht gekonnt, und es folgte eine Zeit schwerer Sorge, langen Stilliegens, und um eine Erfahrung reicher, aber um eine frohe Hoffnung ärmer, kehrten die jungen Leute heim.

Doch auch schon im Kleinen können unruhige Menschen das ganze Reisebegehagen stören! Da sind Frauen, die schon auf dem Weg zur Bahn, im Waggon und beim Auspacken im Hotel beständig etwas vermissen, verlegt haben, suchen. Sie glauben die Schirme vergessen zu haben und geben sie doch selber dem Packträger in die Hand, sie finden, totenbleich, ihr Portemonnaie nicht und denken nicht mehr daran, daß sie für die Reise eine zweite Rocktasche haben, sie reklamieren energisch im ganzen Coupé einen Plaid, den sie im letzten Moment ob des warmen Wetters noch in Koffer gepackt, und sie suchen klagend mit Zuhilfenahme aller Anwesenden ihr Augenglas am Boden und hinter den Sitzen, und es baumelt ihnen doch friedlich den Rücken hinunter.

Ich verstand so gut den Mann einer solchen Frau, der einmal bei ähnlichem, und nachdem in der dritten Stunde der Fahrt die Suche nach einem scheinbar verlorenen Gegenstand wieder anging, sagte: „Zum Ruckuck noch einmal! — bis du dir klar machst, ob du all deine Siebensachen hast, geht die Reise herum, und man kommt zu keinem Behagen, — da danke ich dafür!“ Und dabei verschwand er in der Nebenabteilung, die im Grund gute Frau, in Thränen aufgelöst, zurücklassend.

Gar mancherlei Mißbehagen entstehen oft durch ungleiche Liebhabereien, sofern auch hier kein reiches Tolerieren der Art des andern stattfindet. Ein ruhiger stiller Aufenthalt wäre für eines oder das andre das Richtige, und statt dem wird in der schönen Ausruhmzeit beständig der Aufenthalt gewechselt. Oder man ist glücklich an einem Orte installiert, freut sich, mit Buch, Arbeit und Hängematte an hübschen Plätzchen nun so recht gründlich ruhen zu dürfen. Das andre gehört aber zu den Quackfüßernaturen, liebt Stillestehen gar nicht, strebt beständig weiter, ignoriert verächtlich bei den größten Spaziergängen die einladendsten Bänke und äußert nicht selten sogar seine Ungeduld über die Blumen am Wege, die zu pflücken den Gefährten beglücken würde.

Wenn irgendwo im Leben, so sollte man auf der Reise Ungeduld und schlechte Laune zu Hause lassen, schon aus eigenem Interesse; denn es ist doch jammerschade, wenn bei dem teuern Gelde, das man ausgiebt, nur einer der sonnigen Tage verdunkelt wird!

So recht dunkle Gestalten in dieser Hinsicht sind die Kritiker, die mit nichts Zufriedenen und die ewig Raisonierenden. Die ersteren vergleichen die Gegenden beständig miteinander und genießen deshalb keine, weil überall irgend etwas von dort fehlt, — die bayrischen Berge sind eben nicht wie die Schweiz, die Schweiz hat eben kein Klima wie Italien, und die italienischen Seen sind eben nicht wie die norwegischen Fjorde. — Den mit nichts Zufriedenen ist keine Fahrgelegenheit, kein Gasthof, kein Zimmer, kein Bett recht. Hier ist's zu teuer, hier zu wohlfeil, hier zu belebt und da zu langweilig. Das Fleisch bei Tisch ist zu hart oder zu roh, die Semmel knuspert nicht, der Fisch hat zu viel Gräte und die Tunke zu wenig Salz. Der Wein aber, von dem sie, nebenbei gesagt, nachher keinen Tropfen stehen lassen, ist meistens „ungenießbar!“ — Meiner langjährigen Erfahrung nach sind diese Art Menschen gemeiniglich solche, die von zu Hause her nichts Feines gewöhnt sind, und die von dem Standpunkte aus: „Ich bezahle es ja,“ den Feinen spielen und die Situation ausnützen wollen.

Von ihnen ist's nicht mehr weit zu den laut Raisonierenden, und wo ich solche auf der Reise treffe, — ob Männer, ob Frauen, da ist's, ich gestehe es, um meine eigne gute Laune gethan, denn sie lassen ihre schlimmen Stimmungen an Mitmenschen aus, die sich nicht zu wehren vermögen, und solches mit anhören zu müssen, ist fast physische Qual! Dünkt mir's schon unwürdig, seine eignen Dienstboten laut zu schelten und sich mit ihnen herumzuzanken, so ist es geradezu empörend, dies an fremdem Orte zu thun und vor vielen andern einen Wirt oder einen Kellner oder ein Stubenmädchen „herunterlaufen“ zu lassen, statt eine begründete Klage kurz, aber doch immer höflich vorzubringen. Wir vergessen so leicht, daß wir das Wort „höflich“ auch Niederstehenden gegenüber nie außer acht lassen dürfen!

Ueber das Los der Kellner und Gasthofbediensteten ist schon gar viel gesagt worden, über ihre ununterbrochene, oft Tag und Nacht währende Arbeit, über den aufregenden Wechsel und das tödende Einerlei derselben, über die freudlose Dienstbarkeit, es allen,

die kommen, und die doch so verschieden sind, recht zu machen. Wenn irgendwo, so ist hier freundliche Nachsicht, ein aufmunterndes Wort, ein anerkennendes Geschenk am Platze. Vergönnt mir eine kleine Randbemerkung. Laßt letzteres nicht allein in Trinkgeldern bestehen, sondern fügt diesem irgend einen, wenn auch unbedeutenden Gegenstand, — ein Büchlein, ein Bröschchen, ein Taschmesser bei. So was beschwert den Koffer nicht, oder ist auch leicht mit den „Mitbringstücken“ am selben Orte zu kaufen. In gar vielen Fällen habe ich schon die Erfahrung gemacht, daß solch armselige kleine persönliche Aufmerksamkeiten einen ganzen Schimmer von Freude über die oft recht freudlos dreinschauenden Gesichter hervorbrachte, daß die Herzen sich öffneten zu erleichterndem Gespräche, und daß aber auch die Dienstleistungen so fröhlich und tadellos dabei wurden, daß selbst der unguteste Raisonierer hätte verstummen müssen. Daß ich ein solches Gasthofdienstmädchen einmal dabei überraschte, wie sie ein Stückchen eines Prospektes, auf dem zufällig mein Bild mit Namensunterschrift war, und das sie aus dem nassen Eimer gerettet, mit Stecknadeln befestigt, an der Sonne trodnete, gehört zu meinen beweglichsten und beschämendsten Erinnerungen.

„Sie sind freundlich mit mir gewesen,“ sagte sie in großer Verlegenheit darüber, daß ich zufällig dazu gekommen.

Im Reiseverkehr mit den Menschen überhaupt, — was bekommt man da alles zu sehen, in welche Lagen kommt man selber! Laßt euch nur ins nächste beste volle Coupé noch hineinschieben, und es ist oft eine Welt im Kleinen. Ein Schnellphotograph könnte in dem einen Moment unter Umständen sämtliche menschensmögliche Gesichtsausdrücke festhalten, — Aerger, Enttäuschung, Sorglichkeit, — Beiseidenheit, Gelassenheit, Freundlichkeit. — Wie wohl thut die letztere, welche Erleichterung ist's, wenn sich einem ein paar hilfsreiche Arme entgegenstrecken zur Abnahme des Handgepäcks, oder zu dem für Ältere oft so schwierigen Schritt die hohen Stufen hinauf, oder gar zur momentanen Abnahme eines kleinen Kindes, besonders wenn noch einige andre nachkommen.

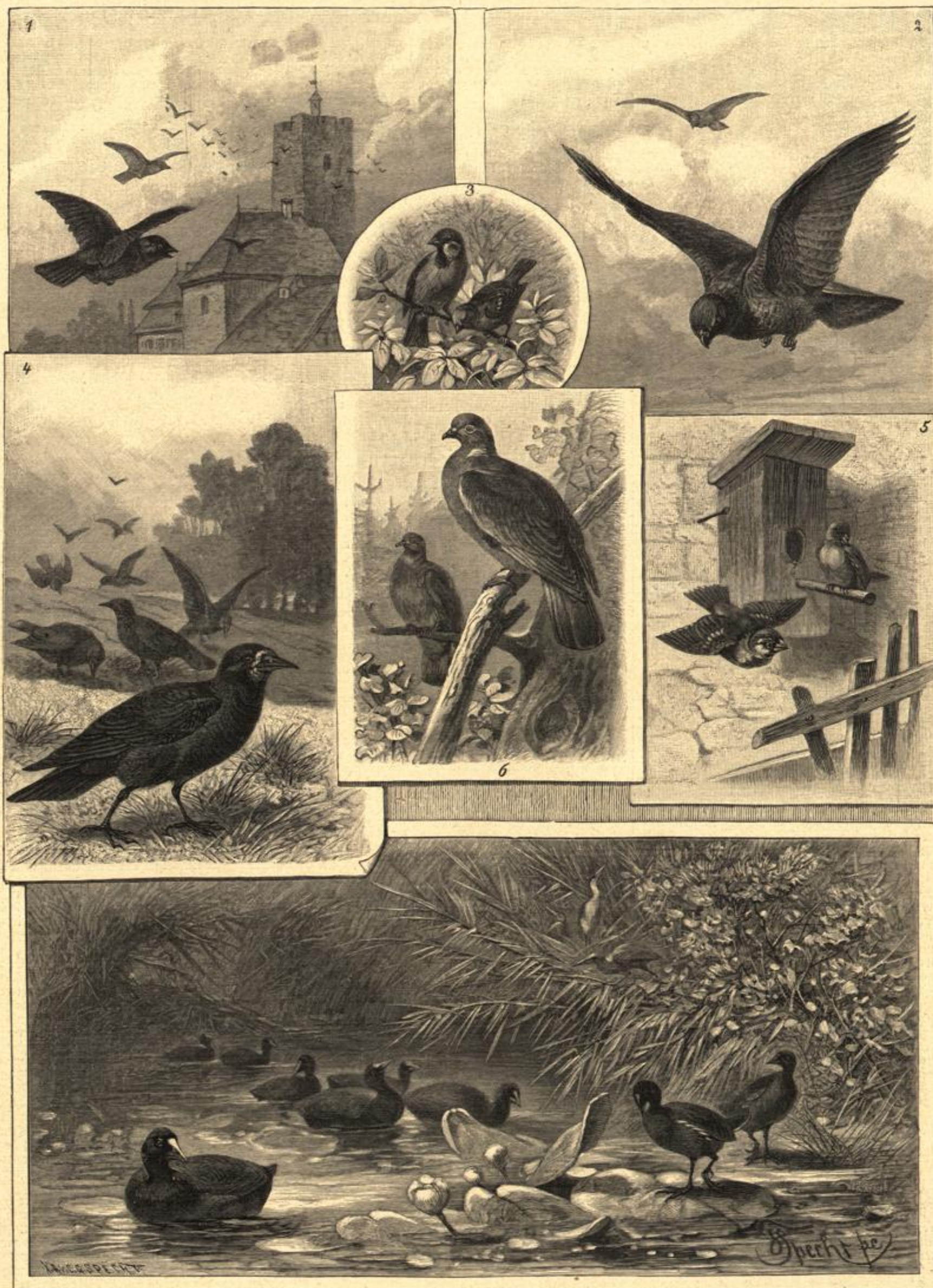
Was ist's doch für eine reisende Mutter, wenn sie, die ohnedem mühsalbeladen, von allen Seiten mit feindlichen Blicken betrachtet, und als höchst unwillkommener Eindringling behandelt wird. Solch zappelnder, wuselnder, schreiender Zuwachs mag ja wohl eine Zugabe für die andern sein. Aber wer einigermaßen Herz hat, der schickt sich mit Humor darein und macht's nicht gleich einer jungen Dame, die ich einmal beobachtete, wie sie beständig mit abweisendster Gebärde ein paar strampelnde Kinderfüßchen, die allerdings ihrem Kleid etwas nahe kamen, und ein paar Patschchen, die sehnlichst nach ihrem baumelnden Armband strebten, sich fern hielt und von der Mutter, die bereits ein ganz kleines Baby im Arm hatte, verlangte, sie solle das größere auch auf den Schoß nehmen, — es mache sie „schmutzig“. Mich freut noch heute, wie ein junger Herr, mit dem sie vorher kolettierte, plötzlich mit rascher Bewegung sagte:

„Komm zu mir, kleiner Mann, mich belästigst du nicht,“ das Bächchen auf seine Kniee setzte, mit seiner Uhrkette spielen ließ, und das Fräulein keines Blickes mehr würdigte.

Wenn je irgendwo, so zeigt sich seiner Sinn und Menschenfreundlichkeit bei gemeinschaftlichem Reisen, beim Dessinen oder Schließen der Fenster, beim Ertragen vom Rauchen, beim Abtreten eines Plazes und so weiter. Wie du mir, so ich dir! Aus meinem eignen Leben bewahre ich zwei diesbezügliche Erinnerungen, eine mich beschämende und eine mich beglückende. Bei sehr großer Hitze waren wir einst einen ganzen Tag gefahren, mein Mann und ich, zuletzt stundenlang auf der Sonnenseite, und nun endlich war's Abend geworden, das Coupé hatte sich geleert, und wir konnten frei und ungehindert die Fenster öffnen. Lechzend sogen wir die kühle Abendluft ein und fingen eben an, uns ein bißchen zu erholen, als an der nächsten Station zwei Damen einstiegen, eine alte und eine jüngere, welche letztere sofort das Fenster auf ihrer Seite hinauszog. Höchst ungern verzichteten wir auf den guten Zugwind, dafür so viel als möglich an unserm Fenster Luft schnappend, als die junge Dame höflich sagte:

„Hätten Sie wohl die große Gefälligkeit, auch dieses Fenster zu schließen, meine Mutter leidet so sehr an Gesichtsschmerzen.“

Mein Mann, trotz heftigen Kopfwehs, das er hatte, wollte sofort der Bitte Folge leisten, ich aber muß das beschämende Geständnis ablegen, daß ich, erregt, heftig opponierte, mich entschuldigend mit der Qual des ganzen Tages, und daß es uns jetzt ganz einfach unmöglich sei, frische Luft zu entbehren. Es wäre uns möglich gewesen, denn der Abend brachte überhaupt Abkühlung, und ich schämte mich gleich darauf recht sehr, ließ aber doch das Fenster offen. Jetzt noch, nach vielen Jahren aber, nachdem ich selbst viel mit einer leidenden Mutter gereist, und an mir selber empfunden habe, was Gesichtsschmerzen sind, werde ich ein niederdrückendes



Bläuhent. Zwergrohrsommeln. Wasserhühner.
1. Dohle. — 2. Buffard. — 3. Feldspatz. — 4. Saatkrähe. — 5. Hausspatz. — 6. Ringeltaube.

Unschuldig Verurteilte. Originalzeichnung von Friedrich Specht.



Überraschung. Nach dem Gemälde von C. Schmauf.

Gefühl nicht los, dieser fremden alten Dame gegenüber, die ein solch wehmütiges Gesicht hatte, und sich mit Lächeln und einem Fächer zu schüßen versuchte, und ich fühle noch die vorwurfsvollen Blicke der jüngeren auf mir ruhen.

Die andre Geschichte erlebte ich auf einer Nachtfahrt nach Carlsbad. Etwas spät auf die Bahn kommend, öffnete der Schaffner eine Thür, und ich sah in undeutlichen Umrissen einen Kranken liegen.

„Nicht hier,“ sagte ich bestimmt. Aber nirgends war noch Platz, und dabei schämte ich mich meines ersten Empfindens. „Vielleicht soll's so sein, und ich kann etwas helfen,“ sagte ich zu den Meinen, die etwas beunruhigt meiner Installation gerade in dieser Abteilung zusahen. Und ich konnte helfen, und heutigen Tages noch treten mir die Thränen in die Augen, wenn ich jener Nacht gedenke. Zwei junge, blutjunge Brüder, Söhne eines böhmischen Adelsgeschlechts, waren da drinnen. Der eine hatte den andern im Süden abgeholt, weil er daheim und nicht draußen sterben wollte, und es wurde mir heiß und bange beim Blick auf den Kranken, ob es wohl noch „reiche“. Drei Tage und drei Nächte waren sie unterwegs. Der Bruder — auch ein schwächlicher Junge — erzählte mir flüsternd, das sei „der dritte von ihnen“, der nun so heimkehre, und er sei der letzte“. Dabei war der arme Kerl so schlafübermannt, daß er sich kaum mehr halten konnte. — Von Krankenpflege damals kommend, sagte ich das den beiden und bat sie, mich diese Nacht als Schwester ansehen zu wollen und mich walten zu lassen. Es war ganz anders gekommen, als ich zu Hause gedacht. All meine Hilfsmittel zu einer möglichst behaglichen Nacht — Decke, Kissen, Wein und Fruchttafel waren hier mehr als angebracht, denn der Kranke fror, lag schlecht und hatte immer Durst, und dabei dieses fortwährende Husten, dieses Stöhnen aus der beengten Brust und der beständige, mit heiserem Ton hervorgestoßene Satz: „Heim... ach, nur heim!“

Selten ist mir ein Scheiden so schwer geworden wie von diesen Brüdern, als ich beim Morgengrauen in einen andern Zug steigen mußte. Nie mehr habe ich einen ähnlichen Dank bekommen als von dem Sterbenden, der mein kleines Reiseflößchen, auf dem er besser als vorher lag, mir mit einer schwachen, zögernden Bewegung zurückgeben wollte, und das er, als ich es ihm natürlich ließ, mit seinen Fieberlippen küßte. Ich habe später durch einen Brief des andern erfahren, daß er noch heimgekommen sei, und daß ihn die Mutter noch drei Tage pflegen durfte!...

Wir und die Menschen auf der Reise, — wir und die Menschen bei zeitweiligem Aufenthalte! Was ist's doch etwas Schönes, dann und wann einmal aus dem Gewohnten herauszutreten, und nicht nur andre Gegenden, sondern auch ganz andre Menschen zu sehen und mit ihnen zu verkehren. Wie klärt sich da Begriff und Urteil, welcher Reichtum kann durch Reisebekanntschaften einem zu teil werden, wie herzerquicklich ist's, wenn man auf gemeinsame Beziehungen stößt, liebe bekannte Namen von ganz Fremden gleichfalls mit Liebe aussprechen hört, und man dabei inne wird, wie klein und familiär doch im ganzen die große, weite Welt ist!

„Aber wie uninteressant, wie widerlich, wie aufdringlich können auch einzelne sein!“ höre ich Stimmen laut werden.

Gewiß, unter allen Bewohnern der Erde giebt's welche, wie daheim, mit minder anmutenden Eigenschaften, aber uninteressant sind auch diese nicht, und gerade auf der Reise haben wir den Vorteil, viel freier, weniger beengt durch Stand und Vorurteile, mit allen Arten Menschen zu verkehren, sie zu studieren und von ihnen lernen zu können! Hier sich vornehm und hochmütig abschließen zu wollen, ist enge und bringt den Betreffenden um große Genüsse. Ich kenne Leute, die es zu stande bringen, tagelang an einer Table d'hôte stillschweigend, voll abwehrender Reserve zu sitzen, weil die Menschen neben und gegenüber vielleicht einer andern Lebensklasse angehören, sich etwas anders ausdrücken, einen Anzug tragen, den sie nicht für „hic“ erachten, oder gar eine semitische Nase haben. Und darüber verärgern sie die kostbare Gelegenheit, gerade Andersgeartete kennen zu lernen, die überraschendsten, beglückendsten Erfahrungen dabei zu machen, und vor allem sich klar zu werden, daß durchaus nicht immer die eigne Art und Weise die allein richtige ist!

Takt und klarer Blick werden am besten vor Zudringlichkeit und unangenehmen Erlebnissen mit ganz Fremden schützen! Sehr warmherzige Menschen werden wohl diesen letzteren nie ganz entgehen, und doch möchte ich gerade auf der Reise, selbst auf obige Gefahr hin, die Warmherzigkeit besonders empfehlen. Sie spürt sich durch, trotz gewollten Zurückhaltens, sie blickt aus dem Auge, sie springt über und weßt in dem Fremden sein Bestes, sie ist nicht neugierig, aber sie ist wohlwollend teilnehmend, sie ist nicht geschwätzig, aber sie macht den andern von seinem Liebsten reden, sie ist nicht aufdringlich, doch hilfsbereit. Sie ist nicht sensationsbedürftig, nur nach exotischen Leuten auschauend, sie bleibt nicht an Einzelheiten hängen, son-

dern schaut aufs Ganze. Sie zerpflückt nicht, sondern vereint, sie weiß die verschiedenartigsten Menschenkinder in Einklang zu bringen, daß sie sich bewußt werden des gemeinsam Menschlichen, und es gelingt ihr, daß die Heterogensten für ein paar Wochen wenigstens sich aneinander freuen und voneinander lernen!

Und was kann man außerdem lernen auf der Reise von jedem Führer, von jedem Kutscher, Hirten, Bauern, Wirt, Bootsmann, ich meine nicht nur, daß man sich informieren läßt über das Nächstliegende, sondern daß man Einblicke bekommt in ihr Leben und ihre Schicksale. Welch köstliche Erfahrung, welch tiefe Weisheit, welch kraftvolles, gottergebenes Tragen kommt da oft zu Tage. Eine Dame erzählte mir einmal:

„Ich sehe mein Kreuz und mein Alterwerden jeht leichter und zielbewußter an, seit mir ein alter Führer einst beim Steigen sagte: Je höher die Berge, je näher dem Himmel!“

Alle Arten Menschen sind mir beim Reisen interessant, nur eine Kategorie, und leider ist's eine große, die macht mir Herzkweh, und ich ertrage ihre Art nur schwer, — das sind die Blasierten! Ihr kennt sie wohl alle auch, die teilnahmslos, interesse- und freudlos dahinsinken, stumm durch die herrlichsten Gegenden fahrenden, stumpf sich die erhabendsten Kunstschätze ansehenden, keine Miene ihrer ledernen Gesichter verändernden, gänzlich begeisterungsunfähigen Wesen. Interessieren müßten sie einen eigentlich doch, insofern, wie sit zu dem geworden sind, was sie sind. Und wenn mein Neger über sie nicht so namenlos groß wäre, so müßte eigentlich das Mitleiden einen erfassen, daß es solch überfüllte arme Menschenkinder giebt!

Nun aber ist genug gereist! Wohl dem, der harmonisch gestimmt, mit weitem, offenem Sinn Neues und Schönes in sich aufgenommen, Menschenleben erwärmt, da, wo er gewesen, sich vom Wetter nicht hat verstimmen lassen, und nun fröhlich und gestärkt heimgekehrt ist und dabei, — nicht nur beim Ausstrecken im eignen Bett, sondern auch sonst sagen darf:

„Draußen ist's schön, aber daheim ist's doch wieder am allerbesten!“

Die schweizerische berittene Mitrailleur-Truppe.

(Bild S. 141.)

Mit der durch Beschluß der Bundesversammlung von 1898 zur Einführung gelangten und nun definitiv organisierten berittenen Mitrailleur-Truppe erhält die schweizerische Armee einen äußerst wertvollen neuen Truppenteil, der, unter gewissen Verhältnissen und bei geschickter Verwendung, in vielen Fällen sehr gute Dienste leisten können, wenn auch die Zahl der vorhandenen Maschinengewehre als eine bescheidene bezeichnet werden muß; Treffsicherheit und Wirkung sind dafür vorzüglich. Die genannte Truppe hat vollständig kavalleristisches Gepräge, sie wird auch demgemäß ausgebildet, ist der Kavallerie unterstellt und soll in erster Linie dazu dienen, die Gefechtskraft derselben zu erhöhen und sie dadurch noch unabhängiger in ihrer Gefechtsfähigkeit zu machen. — Jedem Armeecorps ist eine berittene Mitrailleur-Compagnie zugewiesen, welche acht Maschinengewehre mit sich führt und in zwei Jüge beziehungsweise vier Halbzüge zu je zwei Gewehren gegliedert ist. Eine weitere Zerlegung in einzelne Maschinengewehre ist völlig ausgeschlossen, schon wegen der zu erstrebenden Wirkung und weil man durch das Zusammenstellen von wenigstens zwei Gewehren der Gefahr vorbeugen will, im Falle des Versagens des Mechanismus in kritischen Augenblicken wehrlos dazustehen.

Wohl ist die Mitrailleur-Truppe ihrem ganzen Wesen nach „Kavallerie“, es wäre aber ganz unrichtig, daraus schließen zu wollen, daß dieselbe nur in Verbindung mit der Reiterei auftreten könne und dürfe. Mit Infanterie, dieser unter eigener Bedeckung vorausziehend, mit Artillerie, diese in ihren Feuerstellungen seitlich vorwärts sichernd, kann sie nach dem Ermessen des Corpskommandanten beliebige nützbringende Verwendung finden. Ihre Gefechts-elemente sind Schnelligkeit und Schießfertigkeit, die es ihr gestatten, überraschend an bestimmten Punkten aufzutreten und durch wohlgezieltes, sowie wohlunterhaltenes Feuer den Gegner ergiebig zu belästigen. Die bisher erreichten Schießresultate sind in hohem Maße befriedigend, sowohl die Schießergebnisse als Maschinengewehre für sich als auch im Vergleich mit den Ergebnissen bei Parallelversuchen mit entsprechenden Infanterie-Abteilungen. In allen letzteren Fällen, von Nahdistanz bis zu Fernfeuer, bei den verschiedenartigsten Zielen und oft recht ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen haben sich die Mitrailleurs dem Feuer der Schützenabteilungen überlegen erwiesen, was einmal daher rührt, daß beim Maschinengewehr ein „Einschießen“ (Finden der richtigen Entfernung des Ziels durch Beobachten der Geschosspausen) bis zu einem gewissen Grade möglich ist, während dies beim Infanteriefeuer sehr oft mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden sein wird; sodann aber ist die Abgabe des einzelnen Schusses aus dem auf einem dreibeinigen Stativ ruhenden Maschinengewehr doch ungleich sicherer und gleichmäßiger als aus den im Anschlag liegenden Gewehren der Schützen, welche letztere durch die aufregende Gefechtsfähigkeit an Ruhe und Treffsicherheit kaum gewinnen dürften. Die eigne Feuerwirkung der Mitrailleurs wird endlich auch dadurch wesentlich gesteigert,

weil das dem Feinde dargebotene Ziel leicht verdeckt beziehungsweise gedeckt werden kann, im ungünstigsten Fall aber so klein erscheint, daß der Gegner große Mühe haben wird, dasselbe überhaupt zu finden und somit empfindliche Verluste in kurzer Zeit kaum zu befürchten sind. Die Feuerwirkung ist dann natürlich am größten, wenn es gelingt, die Maschinengewehre vor dem Erscheinen des Gegners in Stellung zu bringen, die Entfernung auf bestimmte Punkte, welche die feindlichen Kolonnen passieren müssen, genau zu bestimmen, so daß der Feind sofort unter Schnellfeuer genommen werden kann. Außerdem sind diese Compagnien befähigt, ebenso leicht von einem Punkte zu verschwinden als an anderer Stelle plötzlich, ganz unerwartet und überraschend, wieder aufzutreten, um den Gegner mit Feuer zu überschütten. Die Beweglichkeit entspricht vollständig derjenigen der Kavallerieabteilungen: die mit den Gewehren und der Munition besetzten Pferde nehmen die Hindernisse so leicht, als würde ein Reiter im Sattel sitzen. Gerade diese Unabhängigkeit vom Gelände, verbunden mit der großen Feuerwirkung, lassen die Mitrailleur-Truppe auch selbständig gewisse taktische Aufgaben lösen, in welchem Fall ihr aber Bedeckung an Kavallerie oder Infanterie beigegeben werden muß.

Die rund aus 70 Mann (Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten) mit rund 100 Pferden (Reit-, Pack- und Zugpferde) bestehende Mitrailleur-Compagnie führt mit sich acht Maxim-Mitrailleur auf 16 Packpferden, vier Munitionswagen, einen Proviant- und Bagagewagen und eine Feldschmiede mit angehängter fahrender Küche, für welche Fuhrwerke 14 Zugpferde erforderlich sind.

Unser Bild zeigt uns einen Zug in dem Augenblick des Uebergangs in die Feuerstellung. Drei Geschütze stehen bereits abgepackt, eines schon schußfertig, Mannschaften und Pferde, die in der Feuerlinie nichts zu thun haben, sind im Begriff, in Deckung zu gehen, während die Munitionswagen ganz gesichert hinter dem Gehölz werden aufgestellt genommen haben. In der Gefechtsformation hat der Zug nur seine vier Gewehre vorn und auf je zwei derselben einen Munitionswagen gedeckt, hinter sich. Die Aufstellung der Gewehre zum Schießen hängt ganz von der günstigsten Ausnutzung des Geländes ab. Die Feuergewindigkeit pro Gewehr kann bis auf 600 Schuß in der Minute gesteigert werden.

Wir sind fest überzeugt, daß die berittene Mitrailleur-Truppe, namentlich unter Berücksichtigung der topographischen Verhältnisse der Schweiz, eine ganz hervorragende Rolle spielen wird, und können der schweizerischen Armee nur wünschen, daß auch die Thätigkeit der ebenfalls neu errichteten Lustschifferabteilung von gleichem Erfolg gekrönt sein möge.

Ueberraschung.

(Bild S. 137.)

„Der alljährliche Maispaziergang der Pension findet bei gutem Wetter morgen statt. Zu den Traditionen unserer überall rühmlichst bekannten Anstalt gehört es, daß dieser Spaziergang einen Festtag für Schülerinnen und deren Eltern und Angehörige, sowie auch für die Leitung der Anstalt und die Lehrkräfte bildet. Eltern und Angehörige, die teilzunehmen wünschen, werden gebeten, sich an dem Zielpunkt des Spaziergangs, Petersbrunn, einzufinden. Für freudige Ueberraschungen ist besonders Sorge getragen. Die Schülerinnen haben den Weg klassenweise geordnet zu Fuß zurückzulegen; die oberste Klasse unter persönlicher Führung der englischen Gouvernante, Miss Nightingale, wird es für angemessen erachten, den Spaziergang zugleich zur Uebung in der englischen Konversation zu benutzen.“ So verkündete an einem schönen Waidtag die Vorsteherin der Pension Bärman in der obersten Klasse — und glücklicherweise ging am Morgen darauf die Sonne an einem wolkenlosen Himmel auf, denn sonst hätte die Neugierde nach den verheißenen Ueberraschungen die ganze mühsam gepflegte Disziplin der obersten Klasse noch ins Gedränge gebracht. Selbstverständlich bildete die Aussicht auf die Ueberraschungen das wichtigste Thema der Unterhaltung während des ganzen schönen Weges durch das romantische Aspenthal; das Wort Surprise prägte sich in den verschiedensten Tonarten unvergänglich in das Gedächtnis der Pensionärinnen, und Miss Nightingale hatte vollauf zu thun, die verschiedensten Vermutungen über die Art der vorbereiteten Ueberraschungen diplomatisch abzufertigen. Sie hatte eben an der Stelle, wo der Weg aus dem Buchenwald heraustritt, um sanft zum Fluße abwärts zu führen, zum fünfundneunzigstenmal die Auskunft gegeben, daß der Wert von Ueberraschungen gerade darin bestünde, daß man ganz unvorbereitet dazu komme — als ihre Augen wenige Schritte vor sich eine Scene gewahrten, die ihren Fuß lähmte und ihren Lippen das Wort entfahren ließ: „Shocking!“ O, warum hatte sie, einem Anfall weltlicher Eitelkeit nachgebend, statt des wegen seines Umfanges berühmten Regenschirmes aus der Firma Quicke limited — ihren Sonnenschirm mitgenommen?! Jetzt im Augenblick des dringendsten Bedürfnisses erwies sich seine Unzulänglichkeit; selbst die feinste perspektivische Berechnung konnte ihn nicht so vorstrecken, daß den neugierigen jungen Damen der demoralisierende Anblick entzogen wäre! „Ah, Miss, is that the promised surprise?“ hört sie hinter sich fragen; ja — abermals shocking — die übermütige Anna ist dreist genug sogar, auf deutsch zu fragen: „Ist das die versprochene Ueberraschung?“

Das städtische Vierordtbad in Karlsruhe.

Mit drei Abbildungen.

Zu den mannigfachen hygienischen Einrichtungen, deren sich die badische Residenz rühmen kann, gesellt sich das vor einigen Monaten nach beinahe vollständigem Umbau eröffnete, unsern Lesern in wohlgeordneten Abbildungen hier vorgeführte städtische Vierordtbad. Neben dem prachtvollen Stadtgarten gelegen, macht der Kuppelbau mit seinen beiden Seitenflügeln und dem schmucken Vorgarten einen vortrefflichen Eindruck. Die innere Ausstattung ist nicht weniger gediegen zu nennen. Wir finden in dem Kuppelbau die Kasse nebst dem Warteraum, woran sich rechts die Wannenbäder für Frauen (17 Baderzellen erster und zweiter Klasse) und links die der Abteilung für Männer (14 Zellen) anschließen. Von hier aus gelangen wir in die sämtlichen Abteilungen zur Benutzung zugewiesene Kurabteilung; hierin sind bei mäßigen Preisen neben ausgedehnter Massage, Sitz- und elektrische Wasserbäder zu haben. Auf der Mittelachse des Kuppelraumes südlich sind die Räume für die Heißluft- und Dampfbäder mit dem auf einer unregelmäßigen, veranschaulichten Abteilungsraum, sowie den elektrischen Lichtbädern. Diese Abteilungen umfassen nebst den Ruheräumen zusammen 42 Zellen.

Die große Schwimmhalle (siehe Abbildung) ist hinter den beiden Seitenabteilungen eingerichtet. Der luftige Raum ist mit Spiegelgewölbe überdeckt, hat ein großes Oberlicht, reichliches Seitenlicht, weist 42 Einzelausschließzellen auf und besitzt neben den Reinigungsräumen, Fußbädern, Duschen auf der Galerie gemeinschaftliche Auskleideräume. Das Bassin hat bei 28,70 Meter Länge, 10,70 Meter Breite eine geringste Tiefe von 0,80 Meter, welche allmählich bis 2,80 Meter steigt. Das Wasser hat ständigen Zufluß und kann vorgewärmt werden.

An der Rückseite der Anstalt erblicken wir den Maschinenraum mit zwei Dampfmaschinen und zwei Dynamomaschinen für Herstellung des elektrischen Lichts, Warmwasserbereitungs-Apparate und das Kesselhaus, worin drei Kessel von je 80 Quadratmeter Heizfläche untergebracht sind. Die Baderäume sind in weitgehendster Weise mit Fayenceplättchen verkleidet. Der Umbau erforderte 706 000 Mark und wurde in baulicher Hinsicht von Stadtbaurat Strieder geleitet, wogegen die Maschineneinrichtung Betriebsdirektor Held bewirkte. Der alte Kuppelbau ist von Oberbaurat Durm erstellt.

Neben mäßigen Baderpreisen hat es sich die Stadtverwaltung zur Aufgabe gestellt, durch Einführen von Volksbade-Abenden die Wohlthaten des Bades weiten Kreisen zugänglich zu machen und dadurch die Erkenntnis von der Nützlichkeit des Bades zu wecken.

Mögen der Bade-Anstalt in ihrer vollendeten Ausführung eben solche Erfolge werden, wie sie die größeren deutschen Volksbäder in Frankfurt a. M., Köln, Stuttgart und andre, denen sich das Vierordtbad gut an die Seite stellen kann, aufweisen. Dies wird der rührigen Stadtverwaltung, die neben künstlichen Seen und Bergen nunmehr den Ersatz des kräftigenden Bades im fließenden Wasser zu bieten bemüht ist, der schönste Lohn für ihre Opferwilligkeit und Mühe sein.

H. Weiler.

Sinnsprüche.

Ein Urteil läßt sich widerlegen, aber niemals ein Vorurteil.

Vertrauen ist Mut, und Treue ist Kraft.

Siege, aber triumphiere nicht.

Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein!

Je mehr du dich selbst liebst, je mehr bist du dein eigener Feind.

Was du zu müssen glaubst, ist, was du willst.

Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen.

Marie Ebner v. Eschenbach.

Das ist die Frage.

Novelle

von

Waldun Großer.

Ein stilles, heimliches Schmunzeln ging durch die Gesellschaft, wo immer auch der stattliche Herr Oberst mit seiner schlanken, zierlichen, überzarten Gemahlin erscheinen mochte. Man kannte ihre Geschichte, aber eines wußte man doch nicht, und das war eigentlich beinahe die Hauptsache. Man konnte nämlich nicht draustommen, so sehr man sich auch die Köpfe zerbrach, welches von beiden bei der Affaire der hereingefallene Teil gewesen sei. Und so etwas möchte man doch wissen!

Der kaiserlich königliche Hauptmann Dittrich war, zu seiner Wohnung hinaufsteigend, auf der Treppe der Lehrerin, Fräulein Klara Schrank, ohnmächtig in die Arme gefallen. Nun, so etwas kommt ja vor; nicht allzu häufig allerdings, aber wenn es vorkommt, ist es immerhin eine große Sache für die betreffende

sich in der fremden Umgebung gar nicht zurechtfinden. Er wußte nicht, was mit ihm vorgegangen sei, er fühlte nur, daß er recht, recht elend daran sei. Fräulein Klara gab sich ehrliche Mühe mit ihm, und als sie ihn so weit hatte, daß er doch zur Not wieder stehen und gehen konnte, da sagte sie ihn sorglich unter den Arm und führte ihn ein Stockwerk höher in seine eigne Wohnung. Der bosnische Privatdiener, der ihnen die Thür öffnete, machte ein sehr erschrockenes Gesicht, als man ihm seinen Herrn so nach Hause brachte. Er nahm ihn in Empfang, geleitete ihn in das Schlafzimmer und brachte ihn zu Bett. Als das besorgt war, trat Klara, die inzwischen im ersten Zimmer gewartet hatte, an das Lager des Kranken und fragte, wie's ihm nun sei und ob sie noch etwas für ihn thun könne und solle. Der Hauptmann dankte mit schwacher Stimme für ihre bisherige Bemühung und entschuldigte sich wegen der Ungelegenheit, die er ihr bereitet. Nun wolle er sehen, wie er allein durchkomme, und sie möge ihn nur ruhig seinem Schicksal überlassen.

Das war aber nicht so einfach, wie er es sich vorstellen mochte. Der Diener mußte jetzt um den Arzt fortgeschickt werden, und daß der Kranke in seinem dermaligen Zustande nicht allein gelassen werden konnte, darüber bestand für Fräulein Klara kein Zweifel, wie es für jeden klar gewesen wäre, der ihn so gesehen hätte. Sie fügte sich also der Notwendigkeit und setzte sich zu dem Kranken, allerdings mit einem unterdrückten Seufzer. Sie hätte ja nun ihre Stunden geben sollen in dem Mädcheninstitut, an dem sie angestellt war.

Es dauerte reichlich zwei Stunden, bis der Regimentsarzt kam. Er trat recht jovial auf, um bei dem Kranken gute Stimmung zu machen.

„Ja, was machst denn du für Geschichten. Herr Hauptmann; ist das eine Aufführung?“ Und dann machte er sich an die Untersuchung. Als er damit fertig schien, begann er sie noch einmal von neuem, und wieder assistierte ihm Fräulein Klara dabei. Dann stellte er eine große Anzahl von Fragen, die der Hauptmann mit schwacher Stimme zwar, aber auch mit der alten Kranken in solchen Fällen gemeinsamen Gewissenhaftigkeit beantwortete. Darauf verschrieb der Doktor etwas

und empfahl sich endlich mit der tröstlichen Versicherung, daß er abends noch einmal nachschauen kommen werde. Fräulein Klara gab ihm beim Gehen das Geleit und fragte ihn im Vorzimmer, was es mit der Krankheit auf sich habe.

„Die Sache ist ernst, sehr ernst,“ erwiderte der Doktor. „Ich glaube, wir haben es mit einer Erweiterung der Aorta zu thun, und dagegen ist kein Kraut gewachsen. Lassen wir den Kranken jetzt erst ordentlich zur Ruhe kommen, dann will ich noch einmal genau untersuchen, ich fürchte aber, daß ich mich nicht geirrt habe. Jedenfalls darf er keinen Augenblick allein gelassen werden, und sollte sich ein besorgniserregender Zwischenfall ergeben, dann bitte ich, mich unverzüglich holen zu lassen.“

Fräulein Klara begab sich ins Krankenzimmer zurück, schrieb rasch eine Entschuldigungsarte für die Institutsvorsteherin und übergab sie mit dem Rezept dem Bosniaken zur Besorgung, und dann richtete sie sich ein als Pflegerin. Sie nahm sich vor, den ganzen Tag dazubleiben, und traf umsichtig und still alle erforderlichen und zweckentsprechenden Anstalten. Sie dämpfte das allzu grelle Licht der Sommer Sonne im Zimmer, sie richtete dem Kranken die Kopfkissen, sie rückte das Nachtlädchen besser zur Hand, sie sorgte für frisches Wasser, rieb einen Silberlöffel auf für die erwartete Medizin, endlich brachte sie sich auch die Schulkette heraus, um sie, wenn der Kranke einschlummern sollte, zu korrigieren.

Abends kam der Regimentsarzt wieder, und er machte beim Weggehen ein so ernstes Gesicht, daß Klara beschloß, einen Teil der Nacht bei dem Kranken



Das städtische Vierordtbad in Karlsruhe: Römisch-russisches Bad.

Phot. H. Wurst, Karlsruhe.

Lehrerin. Ohnmächtige Hauptleute sind für Lehrerinnen, die nichts mit ihnen anzufangen wissen, immer eine große Verlegenheit. Wenn sie nichts mit ihnen anzufangen wissen! Fräulein Klara gehörte aber nicht zu der Sorte jener Lehrerinnen, die über jeden unerwarteten Zwischenfall gleich den Kopf verlieren, und sollte dieser Zwischenfall auch in der Form eines ohnmächtigen Hauptmanns eintreten. Allerdings, erschrocken war sie natürlich sehr, aber die Geistesgegenwart verließ sie doch nicht. Zunächst lehnte sie also den Zwischenfall so an die Wand des Stiegenhauses, daß er, sachgemäß gestützt, nicht umfallen konnte, und dann rief sie die Frau Hausmeisterin herbei, die sie ein Stockwerk tiefer beim Abstauben des Treppengeländers an der Arbeit gesehen hatte, und mit ihrer Hilfe gelang es sodann, die ohnmächtig gewordene bewaffnete Macht noch die paar Stufen bis zu Klaras Wohnung hinaufzubefördern und dann endlich auf ihrem Sofa unterzubringen.

Der Frau Hausmeisterin war der Schrecken in die Glieder gefahren; sie war bei ihren samaritaniſchen Bemühungen ganz blaß geworden, und doch zog ein stilles Glück durch ihren geräumigen Busen. Was hatte sie nun zu erzählen und zu tratschen! Die Milchfrau und die Greislerin, die Selcherin und die Kräutlerin, die werden Augen machen! Sie hatte ja alles selber gesehen, sie war selber dabei, wie den guten Herrn der Schlag getroffen hat, und wenn er überhaupt noch davonkommen sollte, was sie für ihre Person doch sehr bezweifeln mußte, so wird es ausschließlich ihr Verdienst sein.

Der Hauptmann kam langsam zu sich und konnte

zu wachen. Es wurde aber die ganze Nacht daraus. Denn der Patient zeigte sich so unruhig, daß sie sich ein Gewissen daraus gemacht hätte, ihn zu verlassen.

Es folgten acht schwere Tage. Fräulein Klara hatte versucht, Misko, den Bosniaken, zum Nachwachen abzurichten, aber es ging nicht. Nicht nur, daß er nach fünf Minuten zu schnarchen begann, er fiel dann auch im Schlafe mit solchem Getöse von seinem Sitz auf den Fußboden, daß der Kranke erschreckt aufsprang. So wachte sie denn selbst, gab dann, übermüdet wie sie war, ihre Stunden, und kam, als sie diese erledigt hatte, wieder in das Krankenzimmer zurück. Lange hätte sie das nicht mehr mitmachen können. Denn sie fühlte sich selbst schon am Ende ihrer Kräfte, zum Glück aber begannen nach Ablauf dieser acht Tage die Sommerferien, so daß sie sich nun doch freier bewegen konnte.

Der Regimentsarzt, dem sie es einmal nahegelegt hatte, daß es wohl zweckmäßig sein werde, eine Krankenwärterin aufzunehmen, war sehr überrascht, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß sie die ganze Geschichte eigentlich gar nichts anging. Er hatte Fräulein Klara für eine Verwandte, für die Braut oder sonst irgend etwas anderes gehalten. Er besprach sich dann mit dem Hauptmann und erstattete Klara Bericht:

„Es ist schwer mit ihm auszukommen,“ sagte er. „Sie müssen nämlich wissen, Fräulein, daß diese tapferen Krieger, die sich in der Schlacht mit viel An-

stand töten zu lassen wissen, in der Hand des Arztes sehr oft recht feig und wehleidig werden. Das zimperlichste Frauenzimmer kann sie da im Heldenmut des

gleich ans Sterben. Also eine gewöhnliche Krankenwärterin. Nur davon nichts; das ekelt ihn an. Ich folle Sie recht, recht schön bitten, es noch eine Weile bei ihm auszuhalten. Sehen Sie, Fräulein, die Kranken sind egoistisch, sie denken immer nur an sich.“

So begann also Klara ihre Ferien. Der Regimentsarzt, dem die Sache immer bedenklicher wurde, brachte eines Tages einen berühmten Professor zur Konsultation mit. Dieser bestätigte seine Diagnose vollinhaltlich, nahm das Honorar in Empfang, das ihm Klara reichte, die schon ganz die Wirtschaft des kranken Hauptmanns führte, und empfahl alles, was sein trefflicher Kollege, der Herr Regimentsarzt, ohnedies schon empfohlen hatte.

„Er ist verloren,“ sagte am nächsten Tage der Regimentsarzt zu Fräulein Klara im Vorzimmer, „erfüllen Sie jeden seiner Wünsche, soweit es nur angeht —, es sind die Wünsche eines Sterbenden. Die Wissenschaft ist machtlos, und Wunder geschehen heutzutage nicht mehr. Trachten Sie nur, nötigenfalls zwingen Sie ihn mit sanfter Gewalt, reichliche Nahrung zu sich zu nehmen, einerlei was. Es ist das einzige Mittel, ihn noch halbwegs bei Kräften zu erhalten.“

Woche um Woche verrann in stiller Eintönigkeit; mit dem armen Hauptmann ging es immer mehr bergab. Mit der Nahrungsaufnahme war es schlecht bestellt, er fiel vom Fleische, und sein leichtes Stündlein schien in der That nicht mehr fern zu sein. Mit Sorge sah



Das städtische Bierordtbad in Karlsruhe: Schwimmhalle.

Phot. R. Wenz, Karlsruhe.

Duldens schlagen. Ich wollte ihn ins Spital bringen lassen. Davor grant ihm. Ich wollte eine barmherzige Schwester kommen lassen. Warum nicht gleich einen Totengräber?!“ erwiderte er entrüstet. Etwas Geistliches sehen viele Kranke nicht gern; da denken sie



Das städtische Bierordtbad in Karlsruhe: Vordere Außenansicht.

Phot. R. Wenz, Karlsruhe.



Die schweizerische berittene Miliztruppe. Originalzeichnung von J. C. Kaufmann.

Klara dem nahen Ende der Ferien entgegen. Auf der einen Seite konnte sie ihre Stellung nicht gefährden, auf der andern bedurfte der Kranke ihrer mehr denn je. Auch der Regimentsarzt hatte das bedacht und er war entschlossen, zu handeln.

„Du mußt schon verzeihen, Herr Hauptmann,“ sagte er eines Tages zu dem Patienten, „wenn ich heute einen heiklen Punkt berühre. Es handelt sich um die arme Person, die da seit Wochen schon sich deiner Pflege widmet. Mit einem Honorar können wir sie nicht gut abfinden. Es ist sonst nicht meine Art, aber — hm — ein bißchen — hm — Erbschleichen für sie, halte ich hier für eine Anstandspflicht.“

„Steht es so mit mir?“ fragte der Kranke mit mattem Augenaufschlag.

„Mit dir steht es sehr gut, mein Sohn, aber als Mann soll man an alles denken. Fürs Leben und Sterben — es ist nur, daß man davon spricht — vermache ihr etwas im Testament, und die Geschichte hat sich gehoben!“

Nun begann der Hauptmann mit dem Starrsinn und der Hartnäckigkeit der Kranken in den Doktor zu bringen, daß er ihm reinen Wein einschenke. Er wolle wissen, wie lange er noch zu leben habe. Er sei ein Mann und ein Soldat, und er wolle sich nicht von dem Tod anschnellen lassen, er wolle ihm mit ruhiger Zuversicht und Ergebenheit ins Auge blicken können. Erst wenn er über diesen Punkt beruhigt sei, wolle er abschließen und Ordnung machen, früher nicht. Und da nahm auch der Doktor seinen Mannesmut zusammen, fand auch, daß man mit einem braven Soldaten anders reden könne, als mit einem hysterischen Frauenzimmer, und gestand seinem kranken Freunde, daß er im ungünstigsten Falle noch auf sechs Monate rechnen könne.

Nun war es heraus, obgleich der Doktor zu einer frommen Lüge seine Zuflucht genommen hatte. Denn in Wahrheit gab er dem Kranken keine vier Wochen mehr, als es aber heraus war, da erlagen auch beide sofort dem drückenden Gefühl, daß sie eine Dummheit gemacht hätten. Dem Kranken war es zu Mute, als wäre ihm sein Todesurteil verlesen worden, und er versank in Trübsinn, und der Doktor verwünschte auf der Stelle seine brutale Aufrichtigkeit und hätte um alles in der Welt das einmal gesprochene Wort zurückziehen mögen. Nunmehr blieb er aber beim Testament nicht stehen. Das genüge nicht. Die Schulferien seien bald zu Ende, Fräulein Klara müsse ihre Stelle wieder antreten, um das zu verhindern und sie als Pflegerin zu erhalten, gebe es nur ein Mittel — der Hauptmann solle sie vom Fleck weg heiraten.

„Eine Trauung auf dem Totenbett!“ sagte mit trübem Lächeln der Kranke.

Und so geschah es. Der Regimentsarzt besorgte alles, er betrieb den nötigen Dispens vom kirchlichen Aufgebot, er schaffte Feldpater und Notar herbei, und drei Tage später war aus Fräulein Klara und dem Herrn Hauptmann Dittrich ein Ehepaar geworden. Nunmehr hatte der Regimentsarzt gethan, was er thun konnte. Er übergab den Kranken einem jungen Oberarzte, der ihn zu vertreten pflegte, und reiste in Erfüllung des allerhöchsten Dienstes zu den Mandavern.

„Vor allen Dingen, Fräulein, werden wir jetzt einmal den Patienten acht Tage lang fasten lassen,“ sagte der junge Arzt zu Klara, nachdem er den Hauptmann untersucht hatte.

„Aber, Herr Doktor! Der Herr Professor —“

„Der Herr Professor geht mich gar nichts an. Jetzt habe ich hier das Kommando, und da bin ich sogar noch ein größerer Herr als der Kaiser. Wenn Sie mich böse machen, Fräulein, da lasse ich ihn nicht acht, sondern vierzehn Tage hungern!“

Klara verdroß es, daß er sie „Fräulein“ nannte, ja der Hauptmann selbst nannte sie noch immer gewohnheitsmäßig „Fräulein Klara“. Es hatte sich aber auch gar nichts geändert. Es war einer Formalität genügt worden, und im übrigen blieb alles beim alten.

Nun mußte also der arme Hauptmann hungern! Der junge Oberarzt war nämlich der Ansicht, daß da der schauerlichste Magenkatarrh vorliege, der ihm überhaupt noch untergekommen sei, eine Erkrankung aus der bösnischen Garnison, in der der Hauptmann ein Jahr gelegen. Die Hungertur machte den trübselig vor sich hin sinnierenden Kranken recht eben freundlicher, ja er war zuzeiten sogar recht unaussprechlich. Wenn man schon sterben muß — mehr ist doch von einem Menschen nicht zu verlangen —, dann ist man wohl zu entschuldigen, wenn man sich nicht erst viel mit kleinlichen Rücksichten für andre abplagt. Als aber die Hungerzeit um war, und er zum ersten Male wieder ein Suppchen bekam, da erfüllte ein hohes Glücksgefühl seine Brust, das freilich bald einer tiefen Wehmut wich. Es ist doch recht traurig, eine Welt verlassen zu müssen, in welcher man solche Suppchen kriegern kann. Dem Suppchen folgte bald ein halbes Hühnchen, ein Schüsseldchen mit unerhört gutem Dunstobst und sogar — einfach die Krone der Schöpfung

— ein Gläschen Malaga. Schade, wirklich jammer-schade um eine Welt, in der man solche Orgien feiern kann!

Der Hauptmann kam schon langsam zu Kräften. „Das letzte Aufladern der Lebenskräfte!“ sagte er sich mit stiller Resignation. Die stille Resignation hinderte ihn aber nicht, seine Gehversuche im Zimmer, von Klara und dem Bosniaken unterstützt, mit allem Eifer zu betreiben. Einmal, als er mit dem Oberarzt zufällig allein im Zimmer war, stellte er ihn mit der unvermittelten Frage:

„Ehrlich heraus, Doktor! Muß ich sterben?“

Der Oberarzt zuckte die Schulter. „Ja, Herr Hauptmann, sterben müssen wir alle!“

„Ich meine — an meiner Krankheit — jetzt?“

„An deiner Krankheit? Du bist nicht krank. Die hätten wir glücklich weggebracht, und ich werde mich schon in den allernächsten Tagen empfehlen. Denn ich habe hier nichts mehr zu thun, und was das Sterben betrifft, so wird das allerdings nicht ganz zu vermeiden sein, aber du kannst dir schon Zeit lassen damit so ein vierzig oder fünfzig Jahre.“

„Du, Herr Kamerad, wenn du mich jetzt anläßt, dann — meiner Seel! — kriegst du eine fürchterliche Ohrfeige von mir!“

„Ich bin ganz beruhigt; die Ohrfeige krieg' ich nicht.“

Der Hauptmann wandte den Kopf zur Wand und zog die Bettdecke höher; es war ihm warm aufgestiegen, und die Augen gingen ihm wirklich über, und das brauchte der junge Oberarzt nicht zu sehen.

Der Oberarzt nahm wirklich nach einigen Tagen Urlaub; er wollte sich im Salzkammergut ein wenig auslüften. In Strahwalchen, wo sein Zug eine Minute hielt, lehnte er sich zum Fenster hinaus, um sich das militärische Leben und Treiben am Bahnhof anzusehen. In der Gegend spielten sich nämlich die großen Manöver ab. Plötzlich, eben als die Lokomotive wieder anzu-ziehen begann, hörte er sich bei seinem Namen anrufen. Er blickte auf; es war der Regimentsarzt.

„Was macht Hauptmann Dittrich?“ schrie dieser vom Perron herüber.

„Er ist schon wieder gesund!“

„Wa — as? Unmöglich!“

„Vollkommen gesund!“

„Dann haben Sie ihn falsch behandelt!“ schrie der Regimentsarzt, dem Zuge nachlaufend.

„Erlauben Sie, Herr Kollega —“

„An der Krankheit, an der ich ihn behandelt habe, mußte er nach allen Regeln der Wissenschaft —“

Ueber die Regeln der Wissenschaft hinaus konnte die Konversation nicht geiben; denn die Waggon's rasselten schon zu stark und der Zug ging schon zu schnell.

Der Hauptmann war inzwischen dahin gelangt, auf Klaras Arm gestützt seinen ersten Spaziergang ins Freie wagen zu können. Sie gingen in den nahe-gelegenen herrlichen Stadtpark. Klara achtete darauf, daß er sich nicht übermüde, und so setzten sie sich denn auf ihr Zureden auf eine Bank, nicht in den Schatten, sondern so, daß das Sonnenlicht voll auf ihn fiel. Die Sonne that ihm so wohl!

„Mir ist's, als sei ich vom Tode auferstanden!“ rief er, tief Atem holend.

„Ich habe es dem Herrn Hauptmann immer gesagt, daß man die Hoffnung nicht aufgeben dürfe.“

Klara fühlte sich in fortgesetzter Verlegenheit. Er sagte noch immer „Sie“ zu ihr, und sie konnte doch nicht anfangen! Sie fühlte aber, daß es gegen ihre Würde und gegen ihr Recht wäre, wenn sie auch „Sie“ sagte, und so half sie sich denn, indem sie mit ihm in der dritten Person sprach. „Hat der Herr Hauptmann? Will der Herr Hauptmann? Der Herr Hauptmann sollte doch —“ und so fort.

„Der Regimentsarzt ist doch ein großes Pferd!“ sagte er weich. „Wenn ich daran denke, daß er mich zum Tode verurteilt hat, und dann — alle Hagar! Bei der Gelegenheit fällt es mir ein — verheiratet hat er mich ja auch! Nun sagen Sie, Fräulein Klara, das heißt verzeihen Sie, verzeihe du, Klara, ist das nicht ein großes —“

„Ich weiß nicht, was der Herr Hauptmann sagen wollte!“

„Ich wollte sagen — ich weiß es wirklich nicht. Mir kommt das Ganze so seltsam vor.“

„Mir auch!“

„Also verheiratet wären wir nun, Fräulein Klara?“

„Ich bin kein Fräulein mehr,“ sagte sie entschieden, und dabei röteten sich ihre Wangen vor Unmut und Verlegenheit; „und wenn es den Herrn Hauptmann reut, so können wir immer noch auseinandergehen. Gezwungene Lieb' ist Gott leid!“

„Und Sie — und du möchtest mich wirklich sitzen lassen, Klara?“

„Das habe ich nicht gesagt, aber wenn der Herr Hauptmann —“

„Der — wer?“

„Der Herr Hauptmann.“

„Spricht man so mit dem Herrn Gemahl?“

„Wenn — du — glaubst —“

„Warum wirst denn du gar so rot, Klara?“

„Ja — es ist aber auch —, wenn du mich so quälst!“

„Ich — dich quälen!“

Er blickte auf; er wollte sich seine Frau doch einmal ansehen. Merkwürdig, was sie für schöne, für gute Augen hatte! Und das herrliche Blondhaar, das liebe Gesicht und die anmutige Gestalt! Er muß wirklich sehr krank gewesen sein, daß er das alles nicht früher bemerkt hatte.

„Schau, schau! Und die möchte mir wieder davonlaufen! Das wäre ja gerade so, als einen Aufgehängten abschneiden, ihn barmherzig ins Leben zurückrufen, um ihn dann wieder aufzuhängen.“

„Pui, Oskar! So darfst du nicht sprechen.“

„Daß ich Oskar heiße, weiß meine Frau auch schon! Darf ich bei dieser Gelegenheit fragen, was meine Frau für eine ‚Geborene‘ ist. Ich weiß es wirklich nicht?“

Klara nannte ihm ihren Mädchennamen und erzählte ihm von ihrer Jugend und ihrem Elternhause. „Und jetzt glaubst du,“ sagte er darauf, „daß ich dich ziehen lassen könnte? Klara, Klara — o, du Eserl!“

Ihr aber schossen die Thränen ins Auge; so mächtig wirkte die Glücksempfindung in ihr. Jetzt erst fühlte sie sich in die Rechte ihrer Liebe, in all ihre Rechte und in ihre volle Würde eingeseht. Das hat das „Eserl“ gemacht!

Aus dem Herrn Hauptmann ist seither ein stammer Oberst geworden, und zwei seiner Söhne sind bereits Kadetten. Wenn aber der Herr Oberst mit seiner Gemahlin sich in der Gesellschaft zeigt, dann giebt es immer ein heimliches, angenehmes Schmunzeln. Man kennt ihre Geschichte, man weiß nur nicht, wer —, aber uns ist das ja ganz einerlei.

Die Kaiserwidmung für das Sultansgrab in Damaskus.

(Bild S. 148.)

Einen kostbaren, unverwundlichen großen Kranz hinstellte Kaiser Wilhelm II. für das Grabmal des Sultans Saladin in Damaskus, das er 1898 auf einer Orientreise aufgesucht hatte. Die Widmung stellt sich als eine interessante kunstgewerbliche Arbeit dar. Es ist ein dichter Kranz aus Lorbeer-gezweig, 60 Centimeter im Durchmesser; umschlungen und zusammengehalten wird er von schmalen Bändern, die sich unten zu einer Art Ueberhang verbreitern. Am oberen Teil des Kranzes ist eine hübsch geformte Kartusche angebracht. Hier steht in arabischer Sprache die Widmung, die zugleich an den Besuch des Kaisers beim Sultansgrab erinnert. Die Kartusche verjüngt sich zu einem Hals, der die Initialen W. II. I. R. trägt und als Postament für die Kaiserkrone dient. herumgelegt ist hier die Kette des Schwarzen Adlerordens, die unter der Kartusche einen angemessenen Abschluß bildet. Damit auch die Türken die kaiserliche Widmung lesen können, ist sie auf den Bändern in türkischer Sprache wiederholt. Der untere Ueberhang enthält eine Stelle aus dem Koran, die einen Segenswunsch für den Stifter bedeutet. Der Kranz ist von Professor Döpler d. J. in dem ihm eignen modernen Stil entworfen; der Ziseleur Otto Kahlhof hat ihn in vergoldeter Bronze ausgeführt.

Peter Flott.

Roman

von

Felix von Stenglin.

18. Peters junge Ehe.

Monate vergingen in fast ungetrübtem Glück für das junge Paar. In ihrem kleinen Nest, so ärmlich es auch ausgestattet war, fühlten sie sich äußerst behaglich. Morgens begleitete Peter seine Frau zu ihren Kundinnen, dann schlenderte er langsam wieder nach Hause und widmete sich voll Eifer seinen dichterischen Arbeiten. Wenn Vene es nur irgend so einrichten konnte, kam sie zum Mittagessen nach Hause, manchmal so zeitig, daß sie es noch selbst zubereiten konnte; oft jedoch fiel diese Aufgabe Peter zu, und nach einigen mißglückten Versuchen auf beiden Seiten hatten sie es ganz gut gelernt, ihre einfache Hausmannskost schmackhaft herzurichten. Sonntags machten sie kleine Ausflüge oder setzten sich — falls es dazu an Geld fehlte — am Mittelweg der Straße „Unter den Linden“ auf eine Bank, um das ins Freie vorüberziehende Volk zu beobachten. Oder sie gingen in die Kunstausstellung, erkundeten sich selbster an den künstlerischen Schöpfungen und aßen darauf im Ausstellungsparl das mitgebrachte Butterbrot unter einem Stadtbahnbogen.

Als der Sommer vorschritt, wurden Venes Einnahmen geringer, und manchmal wußten sie nicht, was sie zu Mittag essen sollten. Doch dafür hatten sie sich nun den ganzen Tag, das wog die kleinen Sorgen wieder auf.

Eine große Enttäuschung war es für beide, daß Peters Stück „Die Mäntelnäherin“ auf keiner auswärtigen Bühne aufgeführt wurde; kein Mensch kümmerte sich mehr um das Stück, und kein Bühnenleiter wandte sich wegen eines neuen Werkes an Peter. Sie thaten alle, als ob er nicht da wäre, als ob er nichts geleistet hätte.

Ich habe einen Entschluß gefaßt, schrieb er in sein Tagebuch — er hielt es für wichtig, besonders die Entwicklung seiner dichterischen Persönlichkeit auf diese Weise festzuhalten —, ich will mich dem Märchen-drama widmen. Das Lesen eines Bändchens der Universalbibliothek reifte diesen Entschluß in mir. Der Stoff meiner „Mäntelnäherin“ war zu eng begrenzt, zu wenig allgemein. Und das ist ja überhaupt der Fehler sozialer Dramen: Man wird zu leicht einseitig. Aber man wird auch leicht profaisch. Auch ich bin vielleicht in mehreren meiner Sachen zu alltäglich gewesen. Und dabei wogt es und wallt es in mir von so viel hohen, poetischen Gedanken! Ich komme immer mehr dahinter, daß ich mein ganzes Können erst werde entfalten können, wenn ich mich einem Märchenstoffe zuwende. Das Soziale ist an die Zeit gebunden, das Märchen ist ewig. Das erstere drückt nieder, das zweite erhebt. Von zarten, düstigen Gebilden fühl' ich mich umschwebt. Der Reiz der wahren Dichtung scheint mir darin zu liegen, daß sie nicht wirklich ist. Nur das Nichtwirkliche scheint mir wahrhaft poetisch. Im Dämmer, im Verschleierte liegt Poesie, nicht im brutal Natürlichen. Und wie der Stoff, so die Sprache. Es ist keine Kunst, alles gerade auszusprechen, man rede in Bildern, in gefälligen Rätself. Nur dann wird man die Menschen über den Alltag zu erheben vermögen.

Ich schreibe an einem Märchendrama: „Der Wunderbaum“. In dem Titel schon liegen tausend Fragen. Im Mittelpunkt des Stückes steht ein strebender, nach dem Höchsten verlangender Jüngling. Was er ersehnt, ist ihm selber nicht klar, ein unerklärliches Etwas in ihm drängt nach Entfaltung. Ein schönes Weib, aus Nebel und Sonnenschein gewebt, hütet den Wunderbaum. Wenn er das Weib gewonnen haben wird, soll ihm der Wunderbaum Aufschluß geben über die Rätsel des Lebens und seiner Seele. Er gewinnt das Weib, aber sie richtet ihn zu Grunde. In dem Augenblick, da er die Sprache des Wunderbaumes zu verstehen beginnt, ist seine Lebenskraft erschöpft. Er sinkt tot zusammen, und das schöne Weib, das den Wunderbaum hütet, wartet auf einen andern. Die letzten Worte des sterbenden Jünglings (mit einem Blick auf den Wunderbaum): „Was ist das Leben?“

Änderungen im Entwurf sind natürlich vorbehalten.

An den Wirt geschrieben wegen Miete, bewilligte Aufschub bis zum Zwanzigsten — Mit Vene ein wenig gekant, weil sie meiner Märchenidee so wenig Verständnis entgegenbringt. Sie meinte, sie verstehe den Zusammenhang nicht. Als wenn das durchaus nötig wäre! Bei diesen feinen Gebilden darf man nur ahnen, was dahinter steckt. Es umschauert unser Gemüt wie das Unbegreifliche. Ist denn nicht das ganze Leben unbegreiflich?

Ich möchte wohl etwas heftig geworden sein, und als wir von der Ausstellung nach Hause kamen, ging Vene gleich zu Bett. Da saß ich nun allein, und Hunger hatte ich auch. Ich ging in die Kammer und setzte mich auf ihr Lager. „Vene!“ sagte ich. Sie drehte den Kopf nach der Wand. „Bist du denn müde?“ fragte ich. — „Nein, aber ich mag nicht mehr aufbleiben.“ Nun beugte ich mich zu ihr herab — es that mir ja auch wirklich leid, heftig gewesen zu sein — und legte meinen Kopf neben den ihren. „Ich bin ein dummer Peter, nicht wahr, Vene? Aber ich habe dich ja doch so lieb! Komm, sieh auf, wir wollen uns noch gemütlich etwas hinsetzen, es ist ja erst halb neun. Und gegessen haben wir heute auch noch nicht, du mußt doch was essen!“ Ich sagte „du“, aber mein Magen knurrte auch schon. „Wir haben nichts da“, bemerkte sie etwas nachgiebiger. — „Dann werde ich etwas holen, ist es dir recht?“ — „Ach, immer der ewige Aufschub!“ sagte sie unlustig. Jetzt merkte ich was. Sie wollte mir die Verantwortung zuschieben, wenn wir zusammen in ein Restaurant gingen. Wenn ich nun gesagt hätte: „Falls du in ein Restaurant gehen willst“, dann würde sie gewiß abgelehnt haben. Und so that ich ihr denn den Gefallen, nahm die Verantwortung auf mich und that, als müße ich sie erst mit aller Kraft zu dieser meiner Idee überreden. „Jetzt weiß ich, was wir machen!“ sagte ich, als wenn eine plötzliche Eingebung mich überkommen hätte. „Du ziehst dich flugs an, das geht ja bei dir

eins, zwei, drei, und wir gehen zusammen ins Lokal nebenan. Du isst ein Wiener Schnitzel — paß auf, das wird dir schmecken! — und ich vielleicht auch — und dann ein Gläschen vom Faß dazu...“ Nun richtete sie sich schon auf. Aber der Form wegen sprach sie noch ihre Bedenken in betreff der Kosten aus. Es wurde mir nicht schwer, diese Bedenken siegreich niederzuschlagen. Ich sagte, zur Miete reiche es doch nicht, und einmal wären wir nur jung und leichtsinnig, und ich möchte ihr doch gar zu gern eine kleine Abwechslung verschaffen... Dann umarmte ich sie und sie mich auch, und es ward beschlossen. Der Abend wurde noch sehr hübsch, wir waren so zufrieden und glücklich!

Es ist mir ja auch alles an dieser Menschenblüte so lieb, von Kopf bis zu Fuß, jeder Teufel, und war's nur der kleine Finger. Und die ganze Seele mit all ihren Falten und Fältchen!... Dieser Gedankengang wäre übrigens einmal irgendwo zu verwenden.

Vene ist schon sehr beliebt im Hause. Sie zielt sich aber auch nie, spricht mit jedem, wie ihr der Schnabel gewachsen ist und geht auf die Weiden und Freuden anderer mit bewunderndem Interesse ein. Mit allen ist sie bekannt, und manchmal erzählt sie mir Erlebnisse von Leuten, die ich kaum dem Namen nach kenne, trotzdem ich doch fast mehr zu Hause bin als sie. Und überall möchte sie helfen, so drüben parterre der jungen unentschlossenen Frau Reibsen, eine niedliche Frau, deren Mann Reisender und meist „in Blechen“ auswärts ist. Und so auch den Wengertes oben, denen sie Bücher borgte, nachdem die Frau erklärt hatte, die Mädchen wüßten abends nichts Vernünftiges anzufangen. Sie hat deren vier und drei Knaben. Neulich fragte ich Vene, wo sie den großen Sommerhut habe? Verschenkt, und zwar der Frau Schippe, die nichts aufzusehen hatte, wenn sie Sonntags mit Mann und Kind ausgehen wollte. Das scheint nun wieder den Reiz der Leute erweckt zu haben, die unter ihnen wohnen. Er ist Tafelbeder, und sie plättet für andre...

Aus diesen kleinen, engen Verhältnissen möchte ich aufsteigen in das große literarische Leben. Ich fühle mich am Boden haften, auch habe ich jetzt oft eine gewisse Scheu, mich anzuschließen. Und weshalb? Die Mittel fehlen! Noch immer will der goldene Strom nicht fließen. Und dem Armen wird alles erschwert. Wie er teurer einkauft, weil er alles großschweinchen holen oder sogar anschreiben lassen muß, so wird ihm auch der Erwerb geistiger Schätze fast unmöglich gemacht.

Wir waren in Hamlet (Olymp). Beide hingerissen. Vene mehr von dem Menschenjoch, ich von dem Weisheitsborn, der da fließt. Ja, das kann unser einer nicht, das ist zu gewaltig, und man möchte verzagen. Ein Riese, der vor Jahrhunderten schon die Gedanken in wunderbarer Weise aussprach, die uns im heutigen Leben in gottbegnadeter Stunde wie flüchtige Blitze durch das Hirn jagen. Aber was thun da dreihundert Jahre! Das sind Ewigkeitsgedanken. Wir sollten unsre Feiern für immer an die Wand hängen.

Und doch nicht! Auch uns Modernen bleiben Aufgaben, die er nicht erfüllen konnte. Es bleiben uns Dichtungsgebiete, in denen er nichts schuf. Und welche? Nun die modernen! Und ich wollte ein Märchen schreiben?... Ich bin gar nicht in der Stimmung, ich muß es einstweilen zurückerlegen.

Gestern am Sonnabend war Frau Pappler, oder wie meine Schwiegermutter sagt, die „Papplern“ wieder da. Sie kommt jetzt jeden Sonnabend und nimmt uns die häuslichen Arbeiten ab. Dafür ist sie an dem Tage bei uns. Gestern meinte sie, Vene sähe blaß aus, und es „steche“ ihr gewiß was „in die Klieder“. Ich habe mir daraufhin meine Frau etwas aufmerksamer betrachtet. Sie sah und rechnete in ihrem Ausgabenbuch. Sie war ganz vertieft in diese Arbeit und sah so rührend besorgt dabei aus. Wie es schien, wollte es nicht fließen. „Na“, sagte ich, „wie steht's?“ Da bekam ich einen so traurigen, trostlosen Blick von ihr, daß ich näher trat, ihren Kopf in meine Hände nahm und sie abküßte. Und dann hob ich ihr Gesicht — sie hielt die Augen geschlossen —, und es schien mir wirklich, als ob sie blässer und magerer geworden sei.

Gewiß macht sie sich Sorge. Jetzt im Sommer ist der Verdienst geringer. Ich habe sie getröstet, so gut ich konnte. Ein Erfolg bringt ja alles wieder ins Geleise, und dann soll sie es gut haben, das gelobe ich mir!

Mit dem Wirt schon Unannehmlichkeiten wegen der unpünktlichen Mietzahlung!

Es muß durchgehalten werden! —

„Ein merkwürdiger Tag!“ sagte Peter zu Vene. „Der Erste! Er hat was unaussehlich Anmahendes und Gebieterisches an sich. Es ist alles so kalt, so brutal, sogar die Natur draußen sieht unbarmherzig aus. Das Rauschen der Blätter klingt unerfreulich, und die Spaken sind frech, um nicht zu sagen roh.“

„Ja, ja“, meinte Vene, die beim Morgenkaffee ihrem Gatten gegenüber saß. „Für den, der nichts hat, ist der Tag greulich!“

„Natürlich nur für den, der nichts hat. Für die Leute, die am Ersten Gehalt bekommen, ist es natürlich gerade umgekehrt. Alle Menschen werden Brüder! Die Häuser, die Bäume, die Gartengitter, Laternenpfähle, Droschken zweiter Klasse und sogar die Schuhleute — alles hat etwas unendlich Liebliches an sich!“

Peter arbeitete jetzt an einem modernen Roman. Er wollte darin die Hauptströmungen der Gegenwart wie in einem Spiegel zusammenfassen, doch er wurde nicht recht fertig damit. Wenn ein Kapitel beendet war, arbeitete er es am nächsten Tage wieder um. Es war eine große Unsicherheit über ihn gekommen. Ja, wenn er hätte à la Krümelbier schreiben können! Aber trotzdem seine Schwiegermutter es ihm empfohlen hatte, er mochte sich dazu nicht entschließen. Solch eine Arbeit, die nur auf Spannung zugeschnitten war, und in der die tausendfach bekannten Figuren immer wieder verwendet wurden, hätte ihn, wie er meinte, zu sehr von seinen ihm am Herzen liegenden Werken abgezogen.

Doch Geld wollte er gar gerne verdienen, und so kam er auf den Gedanken, die Herstellung von Feuilletons sobriermäßig zu betreiben. Diese kleinen Arbeiten sind schnell aufs Papier geworfen, dachte er, du schreibst jeden Tag in einer verlorenen Stunde nur eins, dann hast du schon eine Existenz. Deinen großen Werken laßt du dann nebenbei immer noch leben.

Mit wachem Feuerifer ging Peter an die Sache heran. Er überschüttete die Redaktionen mit Feuilletons. Er goß sozusagen sein ganzes Leben und das anderer Leute in Feuilletons ein. Kam ihm ein nach seiner Meinung guter Gedanke über irgend ein Thema, Literatur, Politik, Religion, lernte er einen neuen Menschen kennen, hatte er einen interessanten Traum, erzählte ihm jemand ein noch so gleichgültiges Ereignis — er drehte und wendete und stuchte, bis es ein Feuilleton gab. Aus Romanen, Dramen, Novellen stoffen machte er Feuilletons zu dreihundert Seiten. Er kam sich wie ein Raubtier vor, das da ausspäht, was es verschlinge. Und er verschonte sich selbst nicht dabei; er brachte eine Plauderei: „Aus den Papieren eines armen Schluders“, worin er die Kämpfe eines jungen Dichters schilderte, der an Mißerfolgen zu Grunde geht. Dies Stück von seinem Fleische wurde angenommen und brachte ihm zwanzig Mark.

Im übrigen wurde er bald inne, daß er die Sache doch falsch angefaßt haben mußte, denn fast alle Arbeiten kamen zu ihm zurück, ja mehrere Redaktionen verboten sich weitere Einsendungen.

„Weniger und besser!“ sagte er sich nun. Er nahm sich vor, jetzt alle zwei, drei Tage nur ein Feuilleton zu schreiben und aus jedem ein kleines Kunstwerk zu machen. Die Feuilletons müssen literarischen Wert bekommen, sagte er sich.

Aber nun zeigte sich bald wieder ein Hindernis. Wollte Peter künstlerisch verfahren, so war die Stoffwahl ziemlich eng begrenzt. Er konnte nicht alle zwei bis drei Tage, knapp alle Woche ein Feuilleton liefern. Und als er auch mit diesen Erzeugnissen keinen nennenswerten Erfolg hatte — er fing nachgerade an, zu glauben, daß die Leute sich gegen ihn verschworen hätten, um ihn nicht in die Höhe kommen zu lassen —, da verlor er ganz die Lust zu diesen kleinen Sachen.

Und doch mußte Geld geschafft werden! Was blieb Peter schließlich andres übrig? Er machte sich trotz all seiner Bedenken daran, einen Roman à la Krümelbier zu schreiben. Und nachdem er seine Bedenken einmal überwunden hatte, war ihm ordentlich leicht. Daß es ihm gelingen würde, etwas Brauchbares auf diesem Gebiete zu liefern, wenn er nur wollte, schien ihm zweifellos. Wie man das machte, war ihm ja klar. Er sprach sich zu Vene darüber aus. „Die Hauptsache: spannen. Kurze Kapitel, in jedem geht etwas Wichtiges vor. Im Mittelpunkt ein Paar, das sich zuerst haßt und dem sich — nachdem es endlich gemerkt, daß es sich eigentlich liebt — unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegenstellen. Selbstverständlich werden alle Hindernisse zum Schluß beseitigt... Wenn ich etwa dreißig Kapitel zu je zehn Seiten rechne und jeden Tag zwei Kapitel schreibe, so bin ich in vierzehn Tagen fertig. Rechnen wir dann vier Wochen auf die Prüfung, so kann ich also in sechs Wochen Geld haben. Immerhin werden einige hundert Mark dabei abfallen. Ich werde die Miete bezahlen und den Lieferanten die Hälfte geben, dem Kaufmann im Keller aber das ganze, denn er hat sechs Kinder... Vielleicht schreibe ich noch mehr derartiges, mein Name wird auf die Weise bekannt, und

ich trete dann mit meinen andern Sachen hervor." Peter blieb im Zimmer stehen und sah sich um. "Viel leicht können wir dann auch etwas für unsre Wohnung thun. Ein Sofa, einige Stühle, ein Teppich, Bücher, eine Kücheneinrichtung, ein Klavier — laß die Sache wirklich tausend Mark kosten —, und dir, Vene, schen' ich einen Schmuck, du wünschtest dir schon lange einen —"

Vene sah gar nicht auf. "Ach, laß nur!" sagte sie ernst. "ich will gar keinen Schmuck haben."

"Nicht?" Peter zuckte die Achseln. "Das thut mir leid, ich geb's gerne!"

So schnell wie Peter gedacht, ging es mit seinem Roman nicht vorwärts. Hastig schrieb er dann zwischendurch wieder kleinere Arbeiten, die infolge der eiligen Herstellung aber selten verwertbar waren. Dann sah er manche Stunde grübelnd über seinen Papieren, zeichnete seltsame Figuren auf die weißen Blätter, ohne eine Zeile zu schreiben, oder machte einen umständlichen Stundenplan, wonach er täglich arbeiten wollte, ohne daß er auch nur einen Tag den Plan innehielt. Auch schrieb er „des Ueberblicks halber“ des öfteren seine vollendeten und seine geplanten Werke auf, daneben die Zeitschrift oder das Theater, für die er sie in Aussicht genommen hatte. Nach stundenlangem Grübeln warf er dann wohl die Papiere beiseite und begab sich ins Freie. Die Stärkung der Nerven, meinte er, müsse der Erfüllung seiner Aufgaben zu gute kommen. Aber auch die Menschen- und Naturbeobachtung sei ihm von großem Werte. So sagte er zu Vene:

„Durch eine Stunde da draußen bringe ich ja unter Umständen einen ganzen Arbeitstag ein. Diese Unterbrechungen der Arbeit sind sozusagen Kapital, das Zinsen trägt. Ein einziger Gedanke im Freien kann epochemachend für meine ganze Dichterlaufbahn sein, und — wenn man es so nehmen will — für die Menschheit wertvoller als die Arbeit anderer in Jahren.“

Peter machte sich täglich Notizen über seine Gedanken. So zum Beispiel:

„Frühlingsbähnung im Dezember, Winter zerstört Hoffnungen, Schnee fällt auf emporschneidende Gefühle des Herzens.“

„Aermliches Leben, nicht zahlungsfähig. Mißtrauen, daß Leute uns verachten.“

„Verkannter Dichter. Titel Unbekannt. Nach vielen Leiden, die standhaft erduldet, Erfolg. Doch zu spät. Zu viel ertragen müssen, Gesundheit zerrüttet. Gewinnt selber die grauenhafte Einsicht, Glück bei einer Ruine anklopft. Kann nichts mehr leisten. Lebt dahin. Gehirnerweichung. Man bedauert. In geistiger Unmacht gestorben.“

Wie kam es, daß er — trotzdem die Ideen ihm nur so zuflüßten — nichts erreichte? Gehörte er vielleicht doch nicht zu den selbstschöpferischen Kräften?

Mit wehmütigen Gefühlen nahm er ein Schächtelchen aus dem Schubfach und öffnete es. Da lagen verschiedene in Papier gewickelte Federn, und auf jedem Papier stand, welches Werk mit der betreffenden Feder geschrieben war, darunter das Datum der Abfassung; Reliquien für seine Enkel!... Peter mußte über sich selbst lächeln.

Venes Blässe war noch immer nicht gewichen, ja, die junge Frau war noch magerer und elender geworden, obwohl ihre kräftige Gesundheit den Angriffen der Sorge tapferen Widerstand entgegensetzte. Die Heiterkeit war aus ihren Mienen geschwunden, sie war oft schlechter Laune, und Peter las in ihren Augen oft stillen Vorwurf. Es kam zu manchem Zank zwischen beiden, und da Peter nervös geworden war, so brauchte er manchmal Worte, die ihn nachher gereuten. Die Göttin Dichtung, der er sich mit solcher Inbrunst widmete, gab ihm einen Fauststoß nach dem andern; seine Arbeiten kommen nach wie vor zurück; begab er sich persönlich zu den Redaktionen, so wurde ihm mehr oder weniger höflich — manchmal mit beleidigender Nichtachtung — bedeutet, daß seine Mitarbeit für das Blatt wertlos sei; er fühlte, wie er sich selbst herabwürdigte, und fand doch keinen Ausweg aus dieser Lage: kein Wunder also, wenn auch sein Wesen reizbar, unberechenbar und heftig wurde.

Doch es gab immer noch Stunden, wo Jugendlust und Humor — manchmal ein etwas bitterer freilich — Peter und Vene von neuem erfüllten. Die folgenden Aufzeichnungen Peters zeugen davon.

3. September.
Heute saure Kartoffeln. Das einzige, was möglich war, da wir Kartoffeln und Sirup im Kellergeschäft nebenan geborgt bekommen. Ich hielt Vene einen Vortrag über vegetarische Lebensweise, die sehr gesund sei. Auch wirkte sie besänftigend auf den Menschen. Ich habe das im vegetarischen Speisehaus, wo ich einige Male war, kennen gelernt. Es riecht schon gar nicht nach Essen, wenn man hereinkommt. Dann diese



Photographie-Vergl. von Franz Hauffmann in München.

Apfelbäbe. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann.

Stille, dieser Friede! Kein lautes Wort, kaum hört man das Klappen von Tellern, Messern und Gabeln. Lautlos, wie Schatten, erscheinen die Gäste, oft in Normalkleidung, lautlos nehmen sie Platz, lautlos speisen sie. Geistige Getränke giebt es nicht. Milch oder Limonade. Alle Speisen sind lau, lau ist die ganze Stimmung... Ich hatte aber nicht recht gethan, als ich alles dies schilderte, denn Vene bekam darauf ein solches Verlangen nach einem Beefsteak und einem Glas Wein, daß ich sie nur durch das Versprechen, morgen früh meinen Ring versehen und mittags mit ihr in eine Weinstube gehen zu wollen, be-

ruhigen konnte. Im Vorgefühl dieses uns bevorstehenden Genusses beschlossen wir, für heute aller Thätigkeit zu entsagen, und es kam uns etwas wie die Erkenntnis, daß die Arbeit ja doch nur ein notwendiges Uebel sei, das man ertragen müsse, weil es sonst keinen Genuß gäbe. Wir zogen uns an und bummelten durch die Potsdamer und Leipziger Straße, um uns zum Kaffee und Abendbrot zur Familie Griebel zu begeben. Dort war Vene als Freundin der Tochter stets gerne gesehen. In Versuchung, die Pferdebahn zu benutzen, gerieten wir nicht, da wir keinen Groschen in der Tasche hatten. Daher konnten wir uns auch ohne irgend welche selbstfüchtigen Nebengedanken die Schaufenster betrachten, mit reiner, platonischer Freude an den Dingen. Gewiß waren wenige unter all den Leuten auf der Straße, die das Gleiche von sich sagen konnten. So schritten wir Arm in Arm, von irdischer Begehrlichkeit frei, wie zwei Wesen aus einer andern Welt dahin, und alle Lebensfreude, deren unsre Herzen fähig waren, drängte sich ans Licht und verklärte unsre Gesichter.

15. September.

Ich wurde unterbrochen, da Vene (wir waren bis elf Uhr bei Griebels gewesen und um zwölf Uhr erst zu Hause) erklärte, daß es Verschwendung sei, das Petroleum zu verbrennen. Der Abend war sehr gemüthlich, nicht minder der nächste Mittag in der Weinstube. Wir saßen bei Frederich in der Potsdamerstraße nebeneinander auf einem kleinen Plüschsofa, aßen grümblich und gut und tranken eine Flasche Rotwein dazu. Vene kostete sämtliche Käseforten, die uns vorgesetzt wurden. Da ich keinen Zucker zum Kaffee nahm, so steckte sie meine zwei Stücke in die Tasche. Ich bot ihr einen „Chartreuse“ an, den sie annahm. Sogar Champagner bot ich ihr mit einer Selbstverständlichkeit an, als wenn ich nur so hineinzugreifen brauche in die Tasche. Aber das verbot sich. Desgleichen der Theaterbesuch, den ich in erhabener Nichtachtung unsrer Mittel vorschlug. Was blieb also übrig? Wir gingen langsam nach Hause, ich rauchte unterwegs eine gute Zigarre, wir kauften einige nette Dinge zum Abendbrot ein und baten Frau Reib-eisen zu uns herüber. Sie setzte sich auf die äußerste Kante ihres Stuhles und aß nur ein halbes Butterbrot. Aber nachher taute sie auf, wir erzählten uns was, sangen Volkslieder, legten „Patience“, und schließlich tanzten wir. Einer pffte immer, während die andern sich drehten. Da die beiden jungen Frauen nicht ordentlich pfeifen konnten, so lastete diese Thätigkeit fast ganz auf mir, bis ich erklärte, eine Rund-lähmung davongetragen zu haben.

Der Herr Gerichtsrath Müller, eine Treppe hoch, beschwerte sich am nächsten Morgen beim Wirt oder vielmehr bei ihr über den Lärm, den wir gemacht hätten. Die Lehmann wurde abgeschickt, um uns das in ihrer süßlich-lauernden Weise mit-zuteilen, worauf ich erwiderte, was ich in meiner Wohnung mache, gehe niemand etwas an. Dieser Gerichtsrath Müller, der das ganze erste Stockwerk gemietet hat, scheint für die Wirtsleute ein „Nährmichnichtan“ zu sein. Es vergeht fast kein Tag, daß der Mann sich nicht über irgend etwas „Ungehöriges“ im Hause beschwerte. Dabei geht er bei jedem mit Antsime vorüber, ohne an Grüßen zu denken. Er kann das. Er bekommt am Ersten Gehalt und zahlt seine Miete pünktlich. Solchen Leuten steht die Welt offen.

16. September.

Einer, der's kennt, sollte ein Buch schreiben über alles das, was im Leihhaus vorgeht und in den Menschen, die dort wird es nichts. Das Versehen, vom ersten Augenblick an, da der Gedanke daran im Menschen aufsteigt, bis zum ersten schüchternen Versuch und weiter bis zum gewohnheitsmäßigen Verlehn. Erst schleicht er sich niedergedrückt von der Schande, schen an den Häusern entlang und denkt, sobald er nur in die Nähe des Leihhauses kommt, jeder müsse ihm sein Vorhaben ansehen, besonders wenn er ein Paket trägt. Und einen Kampf kostet es, ehe er vor dem kühl dastehenden Verleiher die Frage hervorbringt, ob dieser ihm wohl „für kurze Zeit“ etwas auf den Gegenstand leihen

könne? ... Später geht er mit einer gewissen Gleichgültigkeit durch den Thorweg und tritt dem geldspendenden Manne da drin nicht mehr als Bittsteller gegenüber, sondern als einer, der ihn etwas verdienen lassen will. Doch mag dieser Weg wohl keinem je ganz gleichgültig werden. Erst geht man nur im äußersten Notfalle hin und beugt sich unter das Joch nur, wenn gar kein anderer Ausweg mehr ist, später sieht man nicht ein, warum man den Vorteil dieser Einrichtung nicht auch genießen soll, um sich ein Vergnügen zu verschaffen. Ist das Vergnügen doch oft auch dem Armen so nötig wie Luft und Licht, damit er nicht zusammenbreche unter der Last des Daseins! ... Und wer nun in solchem Raum steht und die Schränke betrachtet, in denen all die vielen Schachteln mit Ringen, Broschen, Münzen, Armbändern, Ohrringen übereinander gestapelt sind, und wer seine Blicke hinschleichen läßt über die eng aneinander hängenden Riegel mit Kleidern, oder hinaussieht auf die Schränke, wo die Pakete liegen mit Wäsche, der ahnt, was für eine Summe von Herzeleid hier geborgen ist, und der neigt sein Haupt vor dem geheiligten Glanz der Armen ...

Wir haben verschiedentlich gewechselt, sind aber jetzt feste Kunden bei Herrn Borgmann, der vielleicht nur seines Namens halber Pfandleiher geworden ist. Man hat dort die Annehmlichkeit, als anständiger Mensch behandelt zu werden — denn Herr Borgmann ist zufrieden mit seinem Beruf und erholt sich Sonntags auf seiner Villa in Eberswalde von den Anstrengungen der Woche —, und man hat ferner die Annehmlichkeit eines zweiten Einganges von einer Nebenstraße, der ganz oder ziemlich unversänglich ist, da er auch noch zu den Wohnungen anderer Leute führt. Herr Borgmann sei also allen denen, welche diese Blätter einst lesen sollten — falls er dann noch existiert — bestens empfohlen. —

Sogar einen sehr unliebsamen Besuch wußte Peter noch mit Humor in seinem Tagebuch zu schildern.

„Wertwürdig!“ sagte Peter eines Abends, nachdem er während einiger Zeit nachdenklich auf dem „Sofa“ gesessen hatte. „Wertwürdig! Die Gläubiger sind augenblicklich alle unheimlich ruhig ... Man wiegt sich in Sicherheit, traut den Leuten eine phänomenale Geduld zu, und plötzlich sind sie dann allesamt da und überfallen einen sozusagen aus dem Hinterhalt.“

Es war das wie eine Vorahnung. Freilich dergleichen „Vorahnungen“ hatte Peter sehr oft. Am nächsten Abend um dieselbe Zeit saß er am Tisch und schrieb folgendes in sein Tagebuch:

10. November.

Freundlicher Besuch: Der Kohlenhändler schickte einen Gerichtsvollzieher. Ein eigentümlicher Mensch, der etwas so gewissermaßen Höhnisches an sich hatte. Als er eintrat und sagte, was er wollte, fiel Vene beinahe in Ohnmacht. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, beschwor sie den Mann, doch wieder nach Hause zu gehen, wir hätten ja nur so wenig Sachen, und die brauchten wir alle, der Mann solle ja sein Geld bekommen, sowie wir in der Lage wären, und solche Schande hätte er einem doch nicht anzuthun brauchen, wir wären doch keine Verbrecher und dergleichen mehr.

Der Mann sah sie an und lächelte.

Ich hatte zuerst auch einen Schreck bekommen, doch mich schnell gefaßt und bei mir beschloffen, daß dieser Moment uns der Sache würdig finden solle.

Vene war dem Manne ins Wohnzimmer gefolgt und wartete nun angstvollen Blickes anscheinend darauf, daß er mit dem Schrank oder der Nähmaschine auf dem Buckel im nächsten Augenblick davongehen werde. Sie stand so an der Thür, als ob sie ihm dann mit den Worten: „Nur über meine Leiche geht der Weg!“ entgegentreten wolle.

Ich wehrte ihr mit der Hand und sagte: „Der Herr thut nur seine Pflicht, liebe Vene, und wir wollen ihm seine Schwere nicht durch Jammern noch mehr erschweren.“ Jetzt sah der Mann mich an, lächelte wieder in dieser unverschämten höhnischen Weise, ohne ein Wort zu sagen, und suchte dann die Wohnung ab nach einem wertvollen Gegenstande. Schließlich trat er in die Nähe der Nähmaschine und öffnete sein Notizbuch.

„Aber das geht doch nicht!“ rief meine Frau empört, „die Nähmaschine brauche ich!“ Ich wehrte wiederum Vene ab und sagte, mich höflich vor dem Manne verbeugend:

„Sie würden uns sehr verbinden, wenn Sie nicht die Nähmaschine pfänden würden, die meine Frau braucht, um unsern Lebensunterhalt zu verdienen, der Kleiderschrank würde ja auch die Forderung beden.“ Schwapp! saß das Siegel unter der Nähmaschine.



Photographie-Berlag von Franz Constanzi in München.

Apfel diebe. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann.

Nun war ich doch ein wenig erstaunt. Aber das uns beide streifende Lächeln belehrte mich, daß nichts zu machen war. Ich verbeugte mich also abermals und sagte, so höflich ich vermochte: „Besten Dank für die liebenswürdige Art und Weise, mit der Sie Ihres Amtes gewaltig haben.“

Das saß. Die Augen kollerten ihm beinahe zum Kopfe heraus. Von Lächeln keine Spur. „Ich brauche nicht liebenswürdig zu sein!“ schnaufte er.

Ich gab ihm noch einen drauf. „Um so mehr muß ich anerkennen —“ sagte ich mit freundlichem Ernste ...

Da klingelte es an unsrer Wohnung. Ich öffnete, und herein trat in sichtbarer Aufregung unsre Wirtin, Frau Grauslich, gefolgt von „Männchen“, mit erschreckten Augen und offenem Munde.

„Da muß ich aber sehr bitten!“ rief Frau Grauslich. „Die Sachen gehören uns, wir haben noch für zwei Monate Miete zu bekommen!“

Dem Gerichtsvollzieher lehrte sein Gleichgewicht zurück, es schien ihm Freude zu machen, daß die Wirtsleute einstweilen zu spät gekommen waren und daß es ihm wieder einmal vergönnt war, jemand ärgern zu dürfen. Mein Gott, der Mensch konnte ja nichts dafür! Der Geschmak kommt eben mit dem Essen. Er ergriff seinen Hut, zuckte die Achseln, probierte sein bewußtes Lächeln an den beiden Wirtsleuten und schritt dem Ausgang zu. An der Thür noch ein kurzer Ton, der wie „morgen!“ klang, und er war hinaus.

„Da müssen Sie aber sofort ans Gericht schreiben, daß die Sachen laut Kontrakt uns zukommen!“ sagte Frau Grauslich scharf. Ich versprach das. Da wir bei ihr bereits einiges auf dem Korbholz hatten, so konnte es jeden Augenblick eine Explosion geben; ich fand aber, daß wir für heute an der einen genug hatten und suchte das Ehepaar dadurch los zu werden, daß ich zur Thür voranschritt und sie höflich öffnete. Sie spazierten denn auch beide alsbald unter diesem moralischen Zwange heraus, er offenbar unbewußt, was mit ihm vorging, sie mit einem gewissen Etwas in den Zügen, das auf kommendes Unheil hindeutete. Nun hatte ich noch Vene zu beruhigen, was schwer war. Selbst meine Bemerkung, daß der Mensch alles einmal kennen lernen müsse, zog nicht. —

Am nächsten Tage freilich kam auch bei Peter der Nihilismus nach. Er ging schon vormittags hinaus auf die Straße, um sich zu zerstreuen. Da stand er lange an einer Ecke und beobachtete das Leben, her und hin, Wagen und Menschen. Jeder geht seinem Beruf nach, dachte Peter, jeder hat seinen Zweck auf der Welt, greift auf seine Weise ein in das Räderwerk des ganzen Getriebes. Nur ich nicht. Er kam sich wie ausgestoßen vor, sein Dasein erschien ihm so zwecklos. Wer von all denen kümmerte sich um ihn? Nun freilich, wozu auch? sagte er sich. Was bin ich? Was nütze ich? Ob ich spazieren gehe oder arbeite, es ist alles einerlei, ich bin ganz überflüssig. Die Zeit schreitet über mich hinweg, andre pflücken die Früchte vom Baum des Lebens.

Und wieder kamen ihm Zweifel an seiner Begabung. Es fehlte ihm an Gestaltungskraft, hatte bei Besprechung der „Mantelnäherin“ ein Kritiker gesagt. War das wirklich so? Hatte er bei aller Phantasie nicht die Kraft, das Empfundene und Geschaute zu verkörpern? Aber ein anderer sagte damals doch auch, er habe „meisterhaften, dichterischen Scharfblick“ bewiesen! Und jene Thränen, die sie um das Leid seiner Gestalten geweint hatten? Und jene Worte: „Das wird mal was Großes!“ ... So viel Zeit war nun schon darüber hingegangen, und er, Peter, blieb immer, was er war.

In diesem Augenblick kam der Mann ohne seine Vorübergerufte, der in jener Gegend das Mitleid seiner Mitmenschen wachzurufen verstand und mit ihren Almosen seine Existenz fristete. Der Mann hat sein Fortkommen, dachte Peter. Und unsern, der gesund ist und edles, hohes Streben besitzt, muß zu Grunde gehen. Da müßte man ja fast wünschen, keine Beine zu haben!

Doch all diese Einsicht half Peter zu keinem Entschluß. An seinem Dichterberuf hielt er immer noch fest. Und gerade wenn er mutlose Augenblicke gehabt hatte, bohrte er sich nachher desto fester in die Ueberzeugung ein, daß Aus-harren ihn doch noch zum Ziele führen werde.

Es war wenige Tage nach dem Besuch des Gerichtsvollziehers, als Peter folgende Aufzeichnung in seinem Buche machte:

Ich habe eine sehr schwere Stunde erlebt.

Schon seit einiger Zeit bewies mir Vene fast gar keine Teilnahme für meine Arbeiten mehr, und doch sehne ich mich so nach einer Seele, die mich versteht und aufmuntert, ja es ist mir das geradezu Bedürfnis! Und heute nun!

Lene verlangt allen Ernstes von mir, ich solle mein Dichten aufgeben. „Einstweilen“, sagt sie allerdings, aber ich weiß, dies „Einstweilen“ würde das Ende all meines Strebens sein. Noch einmal in Fesseln, und ich komme um Jahre zurück, vielleicht nie wieder los. Sie glaubt nicht mehr an mich! Was ich schon ahnte, ich weiß es nun gewiß.

Jetzt erst wird der Kampf schwer, jetzt erst gilt es: kämpfen!

Sie ist leider im Grunde eine nüchterne, wenig empfindsame Natur. Und mir würde gerade jetzt eine zärtliche, weiche Frauenseele so wohl thun! Eine Frau, die da spräche: „Dein Leid ist mein Leid!“ Und die in trüben Stunden mit sanften Händen mir die Stirn zu glätten verstände! Balsam wäre das für mich, Balsam!

19. Eine anschniegende Frau.

Peter saß in seinem Zimmer und arbeitete. Lene war fortgegangen.

Der Roman à la Krümelbier, betitelt „Zweimal verkauft“, war abgeschickt, und Peter hatte sich wieder der Arbeit an seinem modernen Großstadtroman von dem er hoffte, daß er seinen „Ruf begründen“ werde, hingegeben.

Auf einem Stuhl hockte die jüngste, achtjährige Tochter des Herrn Wengertke. Lene hatte sich ihrer angenommen, da man sich oben nur wenig um sie kümmern konnte.

Sie hatte den Kopf in die Hände gestützt und sah sehr bekümmert aus. Und plötzlich seufzte sie tief.

Peter blickte von seiner Arbeit auf. „Was ist dir denn, Mote?“

Die Kleine verzog den Mund. „Ach, sie sagen immer so was zu mir!“

„Was denn?“

„Das kann ich nicht wieder erzählen, es ist so was Gräßliches!“ Die Thränen kamen ihr in die Augen.

„Na, vertrau es mir nur an, Mote. Ich sag's auch keinem wieder.“

Ein verlegenes Lächeln, dann stoßendes Bekennen.

„Sie — sagen —“

„Run?“

Und dann ganz leise, mit gesenktem Haupt: „Mama mit die Spinnebeine...“

Peter tröstete lächelnd. Es gäbe noch schlimmere Sachen, und sie solle nur so thun, als ob sie es nicht höre.

Und plötzlich schien dann bei der Kleinen wieder alles Unangenehme vergessen. Das ganze Gesichtchen veränderte sich mit einem Schlage. Lauter Licht und Bewegung.

„Denken Sie, Herr Flott, der Peiß hat mich heute wieder bis zur Ecke umsonst fahren lassen! Er ist so gut, der Peiß!“

„Wer ist denn das, der Peiß?“

„Der Peiß?“ Ein erstaunter Blick. Wie konnte man Peiß nicht kennen!

„Na, das ist doch der Schaffner vom Omnibus!“ Und plötzlich ein Ausdruck des Unwillens und des Bedauerns. „Die Erna Meßner sagt immer, ich soll ihn Kamel schimpfen, aber ich hab's nicht gethan.“

„Sehr brav von dir. Man muß die Leute nie bei Namen nennen... Wenn du nun mich schimpfen solltest, Mote, was würdest du dann wohl sagen?“

Mit mildem Ausdruck schüttelte die Kleine den Kopf. „Ich würde Sie gar nicht schimpfen. Wenn ich den Peiß nicht schimpfe, würde ich doch Sie erst recht nicht schimpfen.“

„Dann hast du mich wohl etwas gern?“

Sie nickte gewichtig. „Ueberhaupt, wo ich etwas weiß...“

„Was weißt du? Von mir etwas?“

„Ja, ich hab' es an den Knöpfen von meinem Sonntagskleid neulich abgezählt. Sie werden König.“

Peter war nicht unangenehm überrascht, aber er zweifelte. Und sein Zweifel sprach sich in einem Seufzer aus. „Ich danke dir sehr, liebe Mote, aber wir wollen's abwarten.“

„Ich zähle so: Kaiser, König, Edelmänn, Bauer, Bürger, Bettelmann. Und dann wieder von vorn. Und wissen Sie, was ich werde? Nach meinen Schuhen Bauer, aber das will ich nicht. Und nach meinem neuen Wintermantel Edelmänn.“

„Und das willst du?“

Sie nickte.

Plötzlich fuhr sie auf, und auch Peter hob den Kopf. Es wurde mehrmals heftig an der elektrischen Flurklingel gerissen. Peter ging und öffnete.

Es war die Nachbarin, Frau Reibsen. Ratlos stand sie auf der Schwelle.

„Ach, Herr Flott, ist Ihre Frau zu Hause?“

„Nein, aber kommen Sie doch näher, liebe Frau!“

Peter sagte es mit besonderer Eindringlichkeit, denn sie sah wirklich zu nett aus, wie sie so hilflos da stand, gleich einem stehenden Hündchen.

Die junge Frau bemerkte nun das kleine Mädchen

und kam herein, die Flurthür hinter sich schließend. Peter nötigte sie ins Zimmer.

„Was ist denn passiert?“ fragte er teilnehmend.

„Ach, ich weiß nicht mehr aus noch ein,“ antwortete sie, ziemlich nah an der Thür stehen bleibend und ihre Blicke ängstlich umhersendend. Thränen standen in ihren hübschen blauen Augen, der kleine Mund zuckte wie unter verhaltenem Weinen, und die Hände preßten sich ineinander.

Peter betrachtete einen Augenblick die zarte, mädchenhafte Gestalt, der die helle, saubere Wirtschaftsschürze etwas so Signes, Appetitliches verlieh. Er sah, wie ihre welligen, blonden Haare ihr wirr ins Gesicht hingen. Und nun fing sie gar an zu weinen. „Ich weiß ja nicht, was ich anfangen soll!“ brachte sie unter Schluchzen hervor.

„Wie reizend kindisch sie ist!“ dachte Peter. „Beinah so wie Mote. Das zweite Kind hier unter meinen Fittichen. Aber geholfen muß werden!“

„Vor allen Dingen nehmen Sie erst einmal Platz,“ sagte er mit höflicher Zurückhaltung. Und er brachte es wirklich so weit, daß sie sich setzte. Peter blieb vor ihr stehen. Und Mote lauerte schon wieder auf einem Stuhl, den Kopf auf die Fäuste gestützt; die kleinen Filzschuhe standen nebeneinander auf dem Boden.

„Und nun vertrauen Sie mir!“ bat Peter. „Ich helfe gerne, soweit meine Macht reicht. Leider stellen sich dem strebenden Menschen ja auf Schritt und Tritt Widerwärtigkeiten entgegen.“

Sie sah einen Augenblick dankbar zu ihm auf, dann wandte sie den Blick zur Seite. Es kam ihr plötzlich so seltsam vor, daß sie hier mit dem fremden Mann in dessen Zimmer war. Und nun sprang sie auf. „Ich will doch lieber gehen,“ sprach sie hastig.

Doch Peter ergriff ihre Hand und hielt sie fest. „Ich lasse Sie nicht fort, bis Sie wieder ein freundliches Gesicht machen!“

Er sah ihr freundschaftlich in die Augen — sehr freundschaftlich, das Weiße in ihr that ihm so wohl — und sagte nur das eine Wort: „Bitte!“ Aber wie er es sagte, das entschied.

„Nun ja,“ sprach sie ruhiger, indem sie dem jungen Manne ihre Hand ließ und — jetzt schon ein klein wenig lächelnd — zu Boden blickte, „ich soll ausziehen, in drei Tagen, und mein Mann ist nicht da, und ich weiß ja auch nicht wohin...“

„Ausziehen?“ Das war etwas so Ungeheuerliches, daß Peter unwillkürlich die Hand der jungen Frau fester drückte. „Und warum?“

Sie war sehr verlegen und wurde ganz rot, als sie erwiderte:

„Ich — bin noch Miete schuldig — ich konnte nicht, mein Mann hat nicht rechtzeitig geschickt —, in acht Tagen würde ich es ja selbst beschaffen können, aber heute —“

„Ich werde es sofort meiner Frau sagen, wenn sie wiederkommt.“

„Ach nein, Herr Flott, das meinte ich nicht! Ich will ja ausziehen, aber ich weiß ja so gar nicht Bescheid, mein Mann machte ja all dergleichen immer ab —“

Es war Peter eine unangenehme Empfindung, wenn sie ihren Mann erwähnte.

„Sie haben ja keinen Begriff davon, wie diese Frau mich in letzter Zeit gequält hat,“ fuhr sie fort. „Unfre Wirtin! Das elende Weib!“ Peter war entrüstet. „Was hat sie denn nur davon, Sie zu quälen!“

„Nicht wahr?“

„Sie thun ja keiner Fliege was zuleide!“

„Geht man vorn aus dem Hause, so beobachtet sie einen. Ist man auf dem Hofe, so fängt sie an zu schelten. Und man kann doch gar nicht alle die Paragraphen der Hausordnung so im Kopf haben. Und was sie Schlechtes über andre Leute sagt, schiebt sie mir in die Schuhe. Jetzt hat sie gar darüber geredet, daß ich in Abwesenheit meines Mannes so oft fortginge —“

„Ja —“ Peter zuckte die Achseln und ließ die Hand der jungen Frau los.

„O, wenn Sie wüßten —“

„Ich bezweifle ja nicht, daß Ihr Mann wissen darf —“ Bei den Worten „Ihr Mann“ runzelte Peter die Stirn.

„O nein, das ist es ja gerade! Er darf nichts davon wissen, und sie ist im Stande und schreibt ihm einen anonymen Brief —“

„Ei — ei!“ Peter drohte ihr scherzhaft mit dem Finger.

Da wandte sie sich unwillig ab. „O, nun fangen Sie auch schon an!“

„Nein, nein, ich fange nicht an! Ganz und gar nicht!“

Sie geriet wieder in gelinde Verzweiflung. „Denken Sie nur! Ich jetzt umziehen! Und ohne Mittel!“

„Wissen Sie was? Da kommen Sie zu uns!“

„Ach, nein, das geht doch nicht! O diese Frau! Macht es ihr denn wirklich solches Vergnügen, ihre Mitmenschen zu quälen?“

Peter wurde es weich ums Herz. „Arme kleine Frau!“ Er legte seine Hand zart auf ihren Arm.

„Und wenn sie ihm nun schreibt — und er ist so furchtbar eifersüchtig —“

Peter nahm schnell seine Hand fort und machte ein ernstes Gesicht. „So — so! Eifersüchtig auch noch!“ Er sann nach. Nach einer Weile hob er den Kopf. „Eine Frage, die Sie mir aber nicht übelnehmen dürfen. Haben Sie die letzten Male pünktlich bezahlt?“

„Ach, Herr Flott —“

„Ich mache keinen Gebrauch davon, darauf geb' ich Ihnen mein Ehrenwort.“

„Ich habe allerdings nicht —“

Peters Blicke leuchteten auf. „Nicht? Das ist gut! Das ist vortrefflich!“

Die junge Frau wußte nicht, was diese Worte bedeuten sollten, doch Peter klärte sie schnell darüber auf, daß, wenn der Wirt sich die unpünktliche Zahlung früher habe gefallen lassen, er jetzt kein Recht habe, sie aufs Pflaster zu setzen.

Frau Reibsen vernahm diese Erklärung wie eine Erlösung.

„Ach, das ist ja wahr, davon habe ich ja auch schon gehört!“

„Sie können mir glauben!“ sprach Peter mit Bestimmtheit, und mit einem gewissen geschäftlichen Ernst setzte er hinzu: „Ich verfolge diese Mietsangelegenheiten immer in den Zeitungen. Man muß das heutzutage. Meine Einnahmen sind auch unregelmäßige, und zu den Terminen ist manchmal noch nicht alles flüssig.“ Peter sagte das mit einer Miene, als handle es sich um „Revenuen“ von Hunderttausenden.

Frau Reibsen trocknete ihre Thränen. „Ach, nun ist mir wieder ordentlich leicht!“

„Das freut mich! Freut mich aufrichtig! Und wissen Sie, was wir jetzt thun? Der Dame oben müssen wir zeigen, daß wir ihren Befehl mit gebührender Gleichgültigkeit, besser gesagt Nichtachtung, aufgenommen haben. Bei Ihnen steht doch ein Klavier, nicht wahr?“

Die junge Frau nickte.

„Sie werden es nicht wollen, aber ich riskiere es. Gestatten Sie mir nur, auf fünf Minuten Ihre Wohnung zu betreten —“

Frau Reibsen zögerte etwas, diese Erlaubnis zu erteilen, doch Peter besiegte ihre Bedenken mit dem Versprechen, daß „die da oben“ sich fürchterlich ärgern werde. Auch war es der jungen Frau eine gewisse Beruhigung, in diesen Augenblicken der Angst nicht allein zu sein.

Und so gingen sie denn hinüber. Mote wurde nach Hause geschickt und huschte im nächsten Augenblick über den Hof.

Das Klavier stand in dem nach dem Hof zu gelegenen Wohnzimmer Frau Reibsen's (nach vorn heraus lagen die „gute Stube“ und ein kleines Comptoir), dies konnte sich gar nicht besser fügen. Peter öffnete das Fenster nach dem Hof, dann setzte er sich ans Klavier und begann mit einem fürchterlich lauten Tusch, den er mehrmals wiederholte. Als er nun annehmen konnte, daß man oben aufmerksam geworden sei, hämmerte er, was er konnte, den Jatinikamarisch (er konnte außerdem nur noch „Heil dir im Siegerkranz“ und „Was blasen die Trompeten“). Diese beiden letzten Sachen hätten nicht gepaßt, der Jatinikamarisch aber paßte ausgezeichnet, denn jeder Berliner kennt einen Tert dazu, der in der Operette nicht vorkommt, und der da lautet:

„Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!“

Nachdem er den Marsch zu Ende gespielt, horchte er auf. Ueber ihnen wurde ein Fenster mit großer Gewalt zugeschlagen.

„Hören Sie?“ sagte er triumphierend. „Sie hat's gemerkt!“

„Ach Gott, wie wird's mir jetzt ergehen!“ sagte Frau Reibsen.

„Ihnen? Sie haben ja nichts gemacht, ich war es ja!“

„Sie wird wo möglich herunterkommen und —“

Sie dachte: Wenn er doch noch bleiben wollte!... „Und wenn sie's herausbekommt, daß Sie es waren, wird sie mit Ihnen auch anfangen!“

„Was schadet das, liebe Frau! Pah, wenn man nicht einmal für seine Freunde ein kleines Opfer zu bringen im Stande ist —“

Peter sah sich nun im Zimmer um. Es war ein sogenanntes „Berliner Zimmer“ mit einem großen Gassenfenster. Alles sehr sauber. Die Einrichtung einfach bürgerlich, aber immerhin nicht ärmlich. Ein Sofa, davor ein Klappstisch mit Wachstuchbezug, einige Rohrstühle, ein „Vertilow“ von Mahagoni, ein ebensolcher Kleiderschrank. Ein Nähtischchen am Fenster, zwei größere Bilder: „Kaiser Wilhelm, von seinen Gardien begrüßt, bei Königgrätz“, und „Der Todesritt von Mars-la-Tour“, darunter Herr und Frau Reibsen im Hochzeitsstaat und einige symmetrisch

geordnete kleine Photographien, Bildnisse von Verwandten.

„Eine reizende, gemütliche Häuslichkeit!“ bemerkte Peter, im Anblick der geschmacklosen Mahagonimöbel und der kahlen Wände versunken.

„O, es ist ja nur einfach, aber wir fühlen uns wohl hier,“ erwiderte die junge Frau und strich über das gestickte Deckchen, das auf dem Tische lag und an dem einige Franzosen sich verschoben hatten.

Es kommt eben darauf an, was man in eine Wohnung hineinlegt,“ sagte Peter und beschaute sich die Zimmerdecke. „Und besonders auch darauf, was die Frau daraus macht.“

„O, ich!“ warf die junge Frau bescheiden ein.

„Gerade Sie! Sie sind, wie ich wenigstens annehme, weich und hingebend veranlagt.“

„Ach, das! Das mögen die Männer oft gar nicht!“

„Ich sehr! Sehr sogar!“

Frau Reibsen blickte zu Boden. „Das kann ich mir denken. Wenigstens habe ich neulich eine Geschichte von Ihnen gelesen, sie hieß ‚Sein Weib‘ — darin kam so etwas vor.“

„Sehen Sie? ... Eine kleine, unbedeutende Arbeit übrigens.“

Frau Reibsen sah ängstlich nach der Thür, sie fürchtete, Frau Grauslich möge kommen und sie allein treffen. Sie dachte darüber nach, wie sie Peter in unmerklicher Weise veranlassen könne, noch zu bleiben. Und sie hatte das Gefühl, daß sie über seine Dichtungen reden müsse.

„Ich fand es wunderschön!“ sprach die junge Frau und sah jetzt auch an die Zimmerdecke. „Sie verstehen in der Seele der Frau zu lesen,“ sagte sie leise hinzu.

Peter durchzog es wohligh vom Kopf bis zu den Füßen. Dann seufzte er: „Und doch — es ist ein weiter Weg bis zur Anerkennung!“

„Ist es möglich, daß Sie nicht anerkannt werden, Herr Flott?“ Ihre Frau sagte schon einmal so etwas.

„Aber, bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Peter nahm Frau Reibsen gegenüber Platz. Mit einiger Wichtigkeit bemerkte er dann: „Ich habe mir ja einen gewissen Kreis von Anhängern herangezogen, aber das Materielle, liebe Frau —“

„Ja, das mag sein. Doch mit der Zeit wird das auch schon kommen, Herr Flott, trösten Sie sich nur! Aber das wird Ihre Frau Ihnen ja schon genug sagen. O, es muß etwas Erhebendes sein, so das Entstehen neuer Geisteswerke aus nächster Nähe beobachten zu können! Ihre Frau muß Sie doch bewundern!“

Peter räusperte. „Meine Frau ist ein wenig zurückhaltend in diesen Sachen.“

Das schien Frau Reibsen nicht zu verstehen. Sie sah Peter an und antwortete nichts.

„Ich schreibe jetzt ein Werk,“ fuhr Peter fort, „oder vielmehr ich will es schreiben, in dem ich das ganze Berliner Leben gewissermaßen wie in einem Spiegel zurückwerfe.“

„Das muß großartig werden!“

„Würden Sie wohl gestatten, daß ich Ihnen gelegentlich einige Abschnitte daraus vorlese?“

Frau Reibsen errödete. „O, es würde ja eine große Ehre für mich sein!“

Peter ergriff ihre Hand. „Gut also! Ich komme, sobald ich etwas fertig habe. Ich verspreche mir viel von diesen Vorlesungen. Ihre Teilnahme würde mir ein steter Ansporn sein, und ich würde sozusagen Ihre geistige Persönlichkeit mit hineinziehen.“

„Ach, Herr Flott, das kann ich ja gar nicht verlangen!“

„Ich würde Ihnen das Buch widmen!“ fuhr Peter unbeirrt fort. „Etwa mit folgenden Worten: Frau Susanne R. — Sie heißen doch Susanne, nicht wahr?“

Frau Susanne nickte errödet.

... Frau Susanne R., seiner gütigen Muse, widmet in freudiger Dankbarkeit dies Werk der Verfasser. ... Wenn Sie nichts dagegen hätten, natürlich.“

Frau Susanne hatte nichts dagegen.

Als Peter nach einer Stunde — Frau Grauslich war nicht gekommen — wieder in seine Wohnung trat, erschien sie ihm im ersten Augenblick sehr frostig, nüchtern und kahl.

Frau Susanne R., seiner gütigen Muse ... sprach er vor sich hin und wanderte im Zimmer auf und nieder. Er sah die kleine Frau vor sich stehen in ihrer großen, sauberen Wirtschaftsschürze, sah ihre angstvollen Blicke auf sich gerichtet und ihre Lippen zum Weinen verzogen. ... Und dann hörte er die Worte, die sie drüben zu ihm gesprochen: „Ihre Frau muß Sie doch bewundern!“ Es war ihm interessant, diesem weiblichen Charakter nachzuforschen. Und das Ergebnis seiner Untersuchungen:

Eine anscheinende Natur!

20. Unse Mieter — unfre Familie.

Als die Klänge des Fatinimarsches, dem Peter in Gedanken die Worte „Du bist verrückt, mein Kind“

zu Grunde gelegt hatte, über den Hof schallten, horchte man auch oben bei Wengertes auf. Und in diesem Augenblick kam Motte atemlos herein und sagte: „Herr Flott spielt bei Frau Reibsen Klavier. Frau Reibsen ist zu Herrn Flott rübergekommen, und Herr Flott hat gesagt, sie wäre 'ne Fliege, und da hat Frau Reibsen gesagt, ihr Mann wäre eifersüchtig, das war drollig. Und dann ist Herr Flott mitgegangen.“

Am demselben Abend klopfte Frida Wengerte, Mottes sechzehnjährige Schwester, an die Küchentür von Gerichtsrats, da sie wußte, daß die Herrschaften ausgegangen waren. Die schlesische Martha, eine kleine, zierliche, blonde Person, die erst ein Jahr in Berlin war, öffnete. Sie war gerade dabei, ihrer Kollegin, der etwas vierschrötigen Köchin Klara, vorzumachen, wie man auf dem Balle Herren heranzude.

„Ne, nu müssen Sie erst fertig machen!“ sagte Klara, und dann setzte sie, zu Frida Wengerte gewandt, hinzu: „Wie sie sich so haben kann — ich krieg's nicht fertig.“

„Na, passen Sie auf!“ bemerkte jetzt Martha.

„So seh' ich mich also hin.“ Sie nahm die Hände in den Schoß, faltete sie und sah bescheiden lächelnd vor sich nieder. „Und dann mach' ich so ...“ Jetzt riß sie die Augen weit auf, und ihr Blick war voll feurigen Verlangens auf Klara gerichtet. Die andern lachten. Martha aber ließ sich in ihrer Vorführung nicht beirren. „Und wenn der Herr mich dann anguckt, mach' ich so ...“ Jetzt zuckte sie wie in tödlicher Verlegenheit zusammen, senkte dann die Augen langsam und sah wieder bescheiden in den Schoß. „Nach einer kleinen Weile, wenn ich fühle, daß er mich noch ansieht, schlage ich die Augen langsam wieder auf ...“

Und jetzt folgte der Glanzpunkt der Vorführung. Langsam klappten die Augenlider nach oben, und während die Lippen sich zu einem kleinen Lächeln verzogen, kam von unten her ein hingebender, schwärmerischer Blick und weifte voll Innigkeit auf Klaras Angesicht. Jeder junge Mann, der solchen Blick bekam, mußte unfehlbar annehmen, gerade er habe einen unaussprechlichen Eindruck auf das junge Mädchen gemacht. Klara bemühte sich, diesen Augenaufschlag nachzumachen, aber sie bekam es wirklich nicht heraus, und die andern beiden Mädchen wollten sich ausschütten vor Lachen über die Gesichtszerrungen der braven Köchin.

„Wie ein angestochenes Kalb!“ sagte Martha naserümpfend.

„Wissen Sie übrigens schon das Neueste, Martha?“

fragte Frida Wengerte. „Ich komme extra deshalb runter.“

„Wohl was von den Brinkmanns?“ meinte Klara. „Die Theresie will ja rücken. Aber sie will noch vorher die Wäsche einweichen und stehen lassen, damit sie sich recht ärgern.“

„Nein, davon weiß ich nichts. Warum will sie denn rücken, die Theresie?“

„Na, Sie wissen doch, wie die Junge ist!“ sagte Klara. Mit der „Jungen“ meinte sie das sechzigjährige Fräulein Brinkmann, ein ganz kleines, lebhaftes, äußerst einfach gekleidetes Dämchen mit rundem Gesicht, unruhigen Augen und sehr hoher Stimme, die ihrer an den Kollstuhl gekesselten siebzehnjährigen Schwester, der „Alten“, das Leben sehr schwer machte. Besonders ärgerte sich die „Junge“, die bei ihrem winzigen Wägen nur sehr wenig Nahrung brachte, über den starken Appetit der „Alten“. Aus Reid und Aerger aß sie dann auch manchmal mehr, als sie tragen konnte, zog sich hierdurch heftige Kolik zu und wußte während dieses Zustandes kaum, was sie that. So hatte sie gestern ihrem Mädchen alles mögliche vorgeworfen und sie schließlich beschuldigt, daß sie ihre goldene Brosche genommen hätte.

Nachdem Frida Wengerte ihrer Entrüstung über den Fall Ausdruck verliehen hatte, wußte sie gleich eine andre Geschichte von der „Jungen“ zum besten zu geben.

„Wissen Sie denn, daß die Junge neulich, wie die Schneiderin da war, aus drei Flaschen die Bierreste zusammengegossen hat?“

„Ist nicht möglich!“ rief Klara aus und stemmte die Hände in die Hüften. Doch alsbald fühlte sie das Bestreben, Frida durch ein noch schlimmeres Beispiel vom Geiz der Herrschaften zu übertrumpfen. „Wissen Sie, was die Anna mir neulich von Frau Niemann nebenan erzählte? Die walzt, wenn sie Besuch hat, die Wurstscheiben durch die Bringmaschine, damit sie recht viel damit belegen kann!“

Frida Wengerte fand dies allerdings „schmutzig-geizig“.

„Nun wurde aber Martha ungeduldig. „Was für 'ne Neuigkeit haben Sie denn, Fräulein?“

„Ach, so! Das hatt' ich beinahe vergessen.“ Frida lachte. „Wissen Sie denn schon, daß der Herr Flott und die Reibsen ganz intim sind?“

„Die?“ machte Martha mit ehrlicher Entrüstung.

„Sie ist heute in seiner Wohnung gewesen,“ als Frau Flott nicht zu Hause war. Motte ist auch da gewesen, und haben Reden geführt ... „Kleine Fliege“ hat er sie genannt — ist das nicht komisch? Und dann hat sie gesagt, er sollte sich vorsehen oder so was Aehnliches, ihr Mann wäre so eifersüchtig, und nachher ist er mit in ihre Wohnung gegangen, und da hat er „Du bist verrückt, mein Kind“, auf dem Klavier gepaukt — wahrscheinlich haben sie sich über ihren Mann lustig gemacht, der keine Ahnung davon hat, der arme Mensch. Na, wenn der zurückkommt.“

Die schlesische Martha nahm eine verächtliche Miene an. „Wissen Sie, Fräulein, so etwas finde ich einfach niederträchtig! Aber meinetwegen, ich mische mich nicht wie Frau Flott in die Angelegenheiten anderer Leute.“

Martha sagte es mit unverkennbarer Bitterkeit.

Und doch hatte Vene es nur gut mit ihr gemeint. Als Martha vor etwa einem Jahre mit zu kurzer Jacke und zu kurzem Röschchen, ein Tuch um den Kopf, in einer Kiste das schwarze Einsegnungskleid, aus Schlesien gekommen war, um die Stelle bei Gerichtsrats anzutreten, da hatte Vene sich ihrer alsbald angenommen. Sie hatte für ihre Fortbildung gesorgt, ihr dies und jenes Kleidungsstück geschenkt, sie auf Fehler in ihrer Sprache und Mängel in ihrem Benehmen aufmerksam gemacht. Und Martha mit ihrem starken Trieb nach Bildung und Verfeinerung hatte die Ratschläge der jungen Frau gern angenommen. Ja, sie ließ sich von Vene ein Schönschreiberheft mit Vorschriften herrichten und besaß so viel Energie, abends nach Beendigung ihrer häuslichen Thätigkeit stundenlang diese Buchstaben nachzumalen, um ihre Handschrift zu verbessern, während ihre Kollegin Klara den Kopf auf den Küchentisch legte und schlief. Und so hatte sich das unscheinbare, kümmerliche schlesische Dorfmadel in Jahresfrist in einen niedlichen und sauberen Berliner Schmetterling entpuppt, der auf einem Tanzboden in der Nähe alle vierzehn Tage zahlreiche Anbeter um sich versammelte. Einer, ein „Gutsbesitzer“, wie er sich nannte, mit Namen Klimm, hatte ihr besonders tiefen Eindruck gemacht. Er sprach oft von seiner reichen Tante im vornehmsten Viertel Berlins, versprach dem jungen Mädchen eine glänzende Ausstattung und wußte sich das Ansehen eines feinen, schneidigen und ungemein verliebten jungen Mannes zu geben. Die Erzählungen Marthas über ihn fielen jedoch Vene als sehr widerspruchsvoll auf. Und als Martha ihn eines Tages zu Vene führte, da hatten sein offenbar angeheiterter Zustand, seine phrasenhaften Reden und ein versteckt lüsterner Zug in seinem Gesicht diese noch bedenklicher gemacht. Vene erkundigte sich an verschiedenen Stellen, opferte halbe Tage, um sich Gewißheit zu verschaffen, und kam schließlich zu dem Resultat, daß Herr Klimm nichts weniger als ein Ehrenmann sei.

Natürlich war Herr Klimm auf Vene nicht gut zu sprechen. Er fühlte sich beleidigt, weil man ihm so nachgeforscht hatte, und auch Martha fand es sehr unrecht, daß man ihren Bräutigam und sie vor andern Leuten blamierte. Sie „glaubte an ihn“, nach wie vor, nachdem er ihre Bedenken mit großer Gewandtheit zerstreut hatte.

Die Gelegenheit, der jungen Frau eins auszuweisen, bot sich nun infolge der von Frida Wengerte berichteten Neuigkeit. Schon am nächsten Tage, als die Frau Gerichtsrats Müller mit Martha zankte (sie war von der Frau Schippe im Hinterhause wieder „Frau Müllern“ angeredet worden, trotzdem sie oft genug betont hatte, daß man sie „gnädige Frau“ oder „Frau Gerichtsrat“ anzureden habe — aber was konnte man dagegen machen, wenn der Mann sich weigerte, einzuschreiten!) —; als also die Dame mit Martha zankte, wußte diese mit großer Gewandtheit das Gespräch auf das Ehepaar Flott zu bringen und so den Sturm von sich abzulenken. Frau Gerichtsrats war — trotzdem sie ihr lebhaftes Interesse hinter einer vornehmen Miene zu verbergen trachtete — stets sehr empfänglich für kleine häusliche Neuigkeiten. Daß dieser Herr Flott seine Frau hinterging und ein Verhältnis mit Frau Reibsen angeknüpft hatte, war geradezu skandalös; noch mehr interessierte es die Frau Gerichtsrats aber, daß es Herr Flott gewesen, der gestern diese auffallende Klavierübung vollbracht hatte.

Nur eine halbe Stunde später befand sie sich bei Frau Grauslich. „Ach, liebe Frau Grauslich, ich bin verpflichtet, Ihnen eine Mitteilung zu machen.“

„O bitte, Frau Gerichtsrats, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Danke sehr. Nur ein paar Worte. Es ist doch nötig, daß Sie über gewisse Vorgänge im Hause unterrichtet sind. Als Sie gestern dieser Frau Reibsen den Brief heruntergeschickt hatten —“

„Denken Sie, Frau Gerichtsrats, sie weigert sich, zu ziehen, die scheinheilige Person — aber 'raus muß sie!“

„Das wird wohl das Beste sein, besonders da sie sich nicht scheut, mit einem verheirateten Manne, mit

diesem Herrn Flott, seit Wochen oder noch länger ein Liebesverhältnis zu unterhalten —

„Na, da hat sie sich gerade den Besten ausgesucht! Solch 'n Hunger-leider!“

„Nun, und was ich sagen wollte, nachdem Sie gestern den Brief an Frau Reibsen geschickt hatten, spielte doch jemand auf dem Klavier: Du bist verrückt, mein Kind! ...“ Frau Grauslich riß die Augen weit auf.

„Das war Herr Flott,“ sagte Frau Gerichtsrat.

„Auch Herr Flott? J. das ist ja recht hübsch! Und ich danke Ihnen, Frau Gerichtsrat, daß Sie mir das mitteilen. Ich werde meine Maßregeln treffen.“

Frau Grauslich bezwang sich in der Gegenwart der Frau Gerichtsrat noch einigermaßen. Als sie aber mit „Männchen“ allein war, richtete sich ihr Wutausbruch gegen diesen. Er habe diese Leute ins Haus gezogen, er sei an allem schuld!

„Männchen“ wußte nicht, wie ihm geschah. Gott sei Dank kam bald darauf Frau Lehmann, und nun wandte sich das Gewitter von ihm ab.

„Ach, Sie sind viel zu gutmütig, Frau Grauslich!“ sagte die Lehmann mit ihrer sanften, weichen, man möchte sagen breiigen Stimme.

„Und wenn das Pack noch pünktlich bezahlt!“ stieß Frau Grauslich heftig hervor, stemmte die Hüften in die Seiten und stürmte im Zimmer auf und ab. Und nun ging's weiter über die Mieter her, denn sie war einmal im Zuge. „Das ist ja alles ein Kaliber, die Reibsen, die Flotts, die Wengertes oben ... Gestern hat sich die Wengertes wieder 'n Napfstücken mitgebracht, haben



Die Widmung des deutschen Kaisers für das Grabmal des Sultans Saladin in Damaskus.

Sie gesehen, Frau Lehmann? Und haben nicht satt zu essen! Und die Lebrecht haben sie mir auch schon ausgeht, die grüßt ja kaum noch. Bildet sich wohl Wunder was ein? Du mein Gott, Magistratssekretär!“

Frau Lehmann blinzelte mit den Augen. „Die Lebrecht? Na, ich will auf die Lebrecht nichts sagen, aber das weiß ich, ordinär war sie schon immer. Und die Kinder —“

„Abscheuliche Rangen!“ fiel Frau Grauslich ein. „Das Gepolter auf der Treppe! Und wie sie sie immer anzieht! Das soll so was heißen. Immer 'ne saubere Schürze. Das ist 'ne ganz Gefährliche. Haben Sie schon das neue Gebiß von der Schwägerin gesehen? Und die Maschine damals haben sie mir auch mit Absicht verstopft. Aber das sag' ich Ihnen, Frau Lehmann, die Klatscherei im Hause muß aufhören!“

Nichts natürlicher, als daß nun auch Frau Lehmann ihrerseits den Verbündeten des Hinterhauses Mitteilung von dem Gehörten machte und dadurch die Feindschaft zwischen den beiden Parteien, die sich allmählich im Hause gebildet hatten, heftig schürte. Die vornehmeren Persönlichkeiten hielten sich bei all diesen häuslichen Fehden im Hintergrunde und leiteten nur gelegentlich durch ein aufmunterndes oder verurteilendes Wort den Kampf der niederen Elemente. Unter den letzteren standen sich besonders die Familien des Tafeldeckers Niegel und des gelegentlichen „Arbeiters“ Schippe feindlich gegenüber. Schon von der Zeit her, da Frau Flott der Frau Schippe einen Hut geschenkt hatte, rechnete diese Feindschaft. Die Erwartung Niegels, über kurz oder lang den Posten der Frau

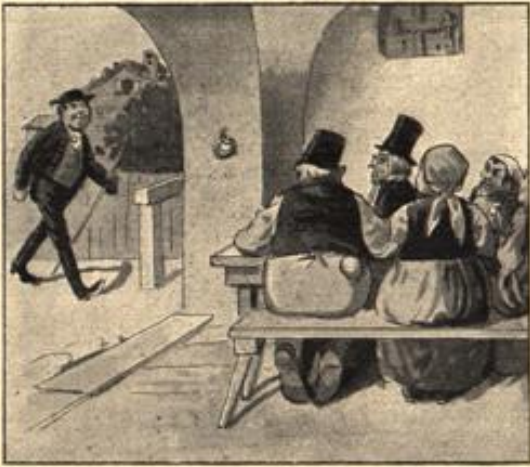


Nach d. photograph. Aufnahme von Georg Schepmeyer in Röhren.

Aus dem diesjährigen Kaisermanöver: Kronprinz Friedrich Wilhelm, Oberleutnant in der 2. Compagnie des 1. Garderegiments zu Fuß, im Uthdorfer Walde bei Königsberg i. N. während einer Ruhepause nach neunstündigem Marsch.

Anschauliche Darstellung.

Originalzeichnungen von Joh. Bahr.



Bäuerin: „Da kommt der Girtl von der Kirmes heim, der muß uns erzählen, wie's gewesen ist!“



„Na, Girtl, jetzt sag mal, was du alles auf der Kirmes gesehen hast?“
Girtl: „Uje! Fein war's, aber a satzrich Geld hat's 'loft!“



„Ferk ham mir a Tänzerin g'sehn: a „Terpentin“ oder wie man's g'beiß'n hat — Bäuerin, leih mir mal Euern Schurz — jetzt's so!“



„Nacha is so a G'piel gewesen, da hab'n f' alleweil gefungen und — Burtl, komm amal her — gebuffelt ham f' — also!“



„Dernaach san die Akrobaten kommen — da, haltet's amal die Leiter, Bäuerin —, und der san' is bis oben 'nauf kragelt — so!“



„Haltet f' nur recht fest, Bäuerin!“



„Nachdem san mir in a Bude g'wesen mit lauter wilde Tier. Grauslich war's! Und der ein' Tiger hat an ganzen Roldshagen mit einmal freßen — so!“



„Dadrauf san mir zu an Zauberer g'gangen. Der hat an vollen Roldshagen — Bauer, gebt's mal Euern Roldshagen her — mit an“



Gut — Herr Lehrer, gebt's mal Euern Hut her — zudeckt, und wie er nachher den Hut auf'hob'n hat,



is der Roldshagen leer gewesen — jetzt's so!“



„Jetzt is aber g'ang, du Lump, du damischer, jetzt schau, daß d' weiter kimmst!“



Girtl: „Recht so! Ferk soll man eum alles vormachen, nacha wollt's nix dafür zahl'n!“

Sehmann und damit vielleicht freie Wohnung zu erhalten, trieb ihn übrigens schon von selbst auf die Seite der Wirtin, wenn nicht schon sein Stand als Tafelbedienter, der ihn denn doch mehr auf die besitzenden Klassen hinwies, dies bewerkstelligt haben würde.

Frau Riegel, die Schmächtinge, zu ihrem feisten Gatten in Bewunderung Aufblickende, konnte Frau Schippe nicht begegnen, ohne Viebenswürdigkeiten mit ihr auszutauschen. Und was nicht direkt ins Gesicht gesagt wurde, das wurde hinter dem Rücken gesagt.

Wenn Frau Riegel der Frau Schippe vorwarf, sie habe einen Spitzenrock beim Waschen angehabt, so hatte Frau Schippe darauf die Entgegnung, eine Frau, die tränke, und zwar direkt aus der Flasche, könne unmöglich klar sehen. Die Beleidigung, daß sie direkt aus der Flasche tränke, war eine zu schwere, als daß nicht Frau Riegel dadurch hervorragend gereizt werden sollte. Bei nächster Gelegenheit warf sie der Frau Schippe vor, ihr aus ihrem Keller Kohlen entwendet zu haben. Hierauf gab es für Frau Schippe keine andre Erwiderung als die „Strafe tiefster Verachtung“, denn da sie die Kohlen bereits verbraucht hatte, konnte ihr niemand beweisen, daß sie sie genommen habe. Im weiteren Verlaufe des Mieterkrieges äußerte Frau Riegel die Ansicht, es sei das Benehmen der Frau Schippe ja kaum verwunderlich, wenn man bedenke, daß ihr Vater Flidschneider sechster Sorte gewesen sei; ihr Vater dagegen sei Gutsbesitzer gewesen, dies allein schon zeige den Unterschied in der Bildung. Hierauf konnte Frau Schippe allerdings nur mit Hohnlachen entgegnen, daß ein ganz gemeiner Koffat, wie man den Vater der Frau Riegel am besten bezeichne, in jeder Beziehung tief unter einem feinen Herrenschneider stehe.

Suchte Frau Schippe bei jeder Gelegenheit den Freunden der Frau Riegel, nämlich der Wirtin, der Frau Gerichtsrat und den beiden Fräulein Brinmann, einen Schabernack zu spielen, so war Frau Riegel bemüht, ihr Mützen an den Familien Wengert, Floß und Reibeißen zu fügen.

Unter all diesen Plänkeleien waren die Beziehungen zwischen Frau Grauslich und dem Ehepaar Floß immer gespannter geworden. Am liebsten hätte erstere die jungen Leute aus der Wohnung getrieben, aber da diese auf der Hut waren und im letzten Monat pünktlich die Miete bezahlt hatten, so fehlte es augenblicklich dazu an der rechten Handhabe. Jedenfalls waren, als die Wirtin eines Tages Herrn Floß eine nötige Reparatur in der Wohnung rundweg abgeschlagen und dabei allerhand unhöfliche Bemerkungen in die Unterhaltung geworfen hatte, zwischen Herrn und Frau Floß einerseits und Herrn und Frau Grauslich andererseits alle Beziehungen abgebrochen. Im Vollerleben würde man gesagt haben: die beiderseitigen Gesandten wurden abberufen, was für die kleineren Verhältnisse hier ungefähr dem Umstande entsprach, daß beide Parteien sich nicht mehr grüßten.

Mit inniger Freude vernahm Frau Sehmann von dieser Verschärfung der Beziehungen, und durch Frau Sehmann erfuhr natürlich auch die treue Bundesgenossin, Frau Riegel, davon. Da Frau Floß seit einiger Zeit nicht mehr bei Frau Riegel glätten ließ, so lag es um so mehr nahe für letztere, jener ein auffallendes Zeichen der Mißachtung zu widmen. Herr und Frau Riegel meinten diese ihre Aufgabe am besten zu erfüllen, indem sie eines Tages in der Frühe vor die Thür der Floßschen Wohnung drei tote Mäuse niederlegten.

Frau Wengert, die des Weges kam, gab ihrer Empörung darüber laut mit der Bemerkung Ausdruck, solche Schweinerei sei doch der Gipfel der Unverschämtheit, besonders einer jung verheirateten Frau gegenüber, bei der man doch nie wissen könne, ob es ihr nicht schade; im übrigen sei der Urheber dieser That ja bekannt.

Nach eingehender Besprechung mit Frau Sehmann und hierauf mit der Wirtin beschloß Herr Riegel, diese Beschimpfung „vor Gericht zu ahnden“ und reichte die Klage gegen Frau Wengert ein.

Herr Riegel rühmte sich laut, daß er bei dieser Gelegenheit „Enthüllungen“ machen werde, die manchen Leuten unsanft in die Ohren klingen würden. Und selbst die Frau Gerichtsrat meinte, wenn auf diese Weise das „skandalöse Verhältnis“ an die Öffentlichkeit käme, so könne das nur reinigend auf die moralische Atmosphäre des Hauses wirken!

(Fortsetzung folgt)

Wie sollen wir rauchen?

Von
Dr. Otto Gottschalk.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Tabakgenuß für viele Menschen oft eine große Wohlthat bildet. Professor Rubner sagt sehr richtig in seinem „Lehrbuch der Hygiene“: „Das feine Aroma einer guten Zigarre ist unter Umständen ein wahres Nektar. Er-

schöpfte Nerven werden angeregt, durch anhaltendes Sprechen und langes Studieren oder durch Aufregungen, Mißlichkeiten aller Art erzeugtes Unbehagen wird vertrieben durch die Zigarre oder Tabakspfeife.“ Die angenehme Wirkung des Tabaks besteht im allgemeinen darin, daß er das Gehirn gelinde anregt. Zugleich macht er den Puls ruhiger und etwas voller, regt die Darmbewegung und Verdauung an. Nach körperlichen und geistigen Anstrengungen und nach Gemütsbewegungen befähigt er und verleiht das Gefühl der Erholung. Sind von des Tages Last und Hitze unsere Kräfte erschöpft, unsere Nerven erschlaft, so bedarf es eines Reizmittels, sie wieder zu beleben und zu erregen, und das Rauchen erfüllt diesen Zweck; haben Sorgen und Kummer uns verdüstert und entmutigt, so greifen wir zur Pfeife und sprechen wie vor zweihundert Jahren der schlesische Dichter Gintner:

Du liebes Pfeifen, laß dich nehmen,
Und nimm die Flammen wieder an,
Die alle Sorgen reichlich zähmen.

Diesen nun, die am meisten Verlangen danach haben, Ablenkung und Zerstreuung von ihrem sie quälenden Zustande zu erlangen, sind die Kranken und Konvaleszenten. Wie oft fragt nicht ein solcher den Arzt oder seine Umgebung: „Darf ich jetzt rauchen?“

Erlaubt ist das Rauchen zunächst bei sogenannten chirurgischen Krankheiten. Wenn ein Patient, dem der gebrochene Fuß eingeschient ist, Ruß zum Rauchen empfängt, so mag er sich diesen Genuß ruhig verschaffen. Zu unterlassen ist das Rauchen bei allen Augenleiden, bei Nerven- und Halskrankheiten, da es hier einen sehr nachteiligen Reiz ausübt. Zur größten Vorsicht wegen seiner Nikotinwirkung ermahnt das Rauchen bei inneren Krankheiten. Zum Glück giebt hier die Natur meist selbst einen Fingerzeig. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Gewohnheitsraucher, wenn sie zum Beispiel von einem Magenkatarrh befallen werden, das Rauchen von selbst einschränken oder ganz unterlassen. Gerade dadurch, daß ihnen die Zigarre oder Pfeife nicht mehr „schmeckt“, werden sie auf die beginnende Krankheit aufmerksam. Eine die Gewohnheiten ihres Mannes kennende Frau merkt oft erst dann das Unwohlsein desselben, wenn er die gewohnte Pfeife beiseite legt; andererseits hält sie es mit Recht für ein Verbesserungszeichen, wenn der Mann wieder zum erstenmal nach seiner Pfeife greift. Auch bei organischen Herzleiden ist Rauchen meist nicht gut. Freilich giebt es viele, die von Jugend auf daran gewöhnt sind und es durchaus nicht missen wollen. Diese mögen allenfalls zwei Zigarren leichtester Art an einem Tage rauchen. Die Pfeife jedoch ist hier wegen des steten anstrengenden „Ziehens“ verboten, ebenso wie bei allen Lungenkrankheiten. Auf dem großen Gebiet der Nervenleiden richtet sich das Rauchverbot nach dem Grade der Erkrankung. Steht aber sollen Nervöse den Rauch durch Watte oder Bürstchen in der Spiße oder Pfeife filtern, nicht mehr als täglich zwei leichte Zigarren rauchen und Zigaretten ganz meiden.

Personen, welche viel rauchen, werden in späteren Jahren meist von einer eigentümlichen Schwäche befallen. Sie können Bekannte auf der Straße nicht mehr so gut erkennen, und Schrift, die sie bisher gut gelesen, wird ihnen undeutlich. Verschiedene Brillen werden versucht; keine hilft dem Uebel ab. Oft erzählen sie, daß sie bei trübem Wetter Straßenschilder besser erkennen als bei hellem, daß sie in der Dämmerung kleine Schrift leichter entziffern als bei gutem Tageslicht; sie sind im Hellen geblendet. Dr. Förster hatte einen Kranken, der am Tage nicht Regel schießen konnte, weil er den Lauf der Kugel und die Regel nicht erkannte, bald nach Sonnenuntergang war er aber im Stande, Regel und Kugel deutlich zu unterscheiden.

Die Schwäche beginnt stets schleichend, und es dauert oft lange Zeit, bis die Kranken zum Arzte kommen. Bei der Untersuchung stellt sich dann heraus, daß sich in der Mitte des Gesichtsfeldes ein Defekt, ein sogenanntes Skotom befindet. Dies ist ein dunkler Fleck, ein unschriebener Schatten, in dessen Bereich alle Gegenstände viel undeutlicher erscheinen. Die Größe dieses Defektes ist je nach dem Stadium der Krankheit sehr verschieden. Bleibt die Ursache bestehen, so wird das Skotom immer größer und die Schwäche schreitet immer weiter, so daß die Personen arbeitsunfähig werden. Wird dagegen der Tabak- (und Alkohol-)mißbrauch aufgegeben, so verkleinert sich das Skotom vom Rande nach der Mitte hin und kann vollkommen verschwinden. Es ist fast unmöglich, die Schwäche der Raucher und die der Trinker voneinander zu trennen; meist wird in beiden Gemüts gemeinsam geschädigt. Daß es jedoch auch eine reine Tabak-Schwäche giebt, beweisen die Fälle, wo Personen weder rauchten noch tranken, sondern nur Tabak lauten.

Das Hauptheilmittel gegen dieses Leiden besteht in der größten Mäßigkeit im Rauchen und Trinken. Unterstützen kann man die Heilung sehr erfolgreich durch beschleunigtes Fortschaffen des Nikotins aus den Geweben und Säften des Körpers, indem man

außer einer täglichen Ganzabwaschung wöchentlich zweimal ein heißes Bad mit folgender kalter Brause oder heiße Dampfbäder nimmt. Auch viel Bewegung in freier Luft ist sehr dienlich.

Wie vermeidet man nun aber am besten alle nachteiligen Folgen beim Rauchen? Dazu bedarf es einiger hygienischer Maßnahmen, die jedem sehr wohl einleuchten und auch schnell in „Fleisch und Blut“ übergehen werden.

Nach dem Abschneiden der Zigarre drücke man dies Ende ein wenig zusammen, nehme das andre Ende an den Mund und puste recht tüchtig in die Zigarre hinein: eine Menge Staub und Tabakpartikelchen fliegen da heraus, die sonst in Mund und Lunge gekommen wären. Eine sehr wichtige Lehre ist die, immer aus einer Spiße zu rauchen. Professor Virchow hat schon vor vierzig Jahren darauf hingewiesen, daß das meiste Nikotin beim Auslaugen aus dem oberen Teile der Zigarre durch den Speichel in den Körper gebracht werde, und empfiehlt den steten Gebrauch der Zigarrenspitzen. Diese müssen natürlich innen stets sauber sein. Am besten ist es daher, man trägt die Spiße in einem besonderen Etui oder in der Zigarettenasche, da, lose in der Tasche getragen, leicht Staub, Krümel und Luchsfasern im Innern sich ansetzen, die nachher sehr begierig Nikotin aufsaugen und beim Rauchen mit eingeatmet werden. Jedenfalls aber puste man die Spiße vor jedem Gebrauche ordentlich aus.

Am wenigsten schädlich ist entschieden das Rauchen aus der Pfeife, und zwar nimmt dieser Vorteil mit der Länge der Pfeife zu, weil in langen Röhren sich viel mehr Nikotin absetzt. Auch ist der grobe Tabak, den man in großen Pfeifen zu rauchen pflegt, meist viel milder und leichter als der feingeschnittene Tabak für kleine Pfeifen. Wurde schon bei der Zigarre geraten, vor dem Anzünden den Staub aus derselben durch Pusten zu entfernen, so gilt dies in gleicher Weise bei jeder frisch gestopften Pfeife. Verwahren wir unsern Tabak in einem Kasten, so sehen wir nach dem Verbrauch auf dem Grunde des Kastens stets eine Menge feinen Staubes. Dieser darf nicht mit in unsern Organismus gelangen; daher siebe man jedes Päckchen Tabak vor dem Gebrauch durch. Das Haupterfordernis für alle Pfeifenraucher ist natürlich die größte Sauberkeit. Dazu genügt nicht das einfache Ausgießen, sondern alle Teile der Pfeife müssen von Zeit zu Zeit einer gründlichen Reinigung mit heißem Wasserdampf unterworfen werden.

Feuchter Tabak ist bedeutend schwerer als trockener, ebenso sind Zigaretten schädlicher als Zigarren. Höchst nachteilig wirkt das tiefe Einatmen, „Verschlucken“ des Rauches. Manche Leute pflegen noch abends vor dem Einschlafen zu rauchen, „um besser zu schlafen“. Dies ist eine jener Eigenarten des Menschen, welche, einmal angewöhnt, infolge der Selbststeinbildungskraft eine bedeutende suggestive Wirkung auf den Organismus ausüben und deshalb meist nicht ohne Nachteil unterlassen werden können. Die beste Rauchzeit ist einige Zeit nach einer reichlichen Nahrungsaufnahme oder gegen Abend. Ganz nüchtern soll man nie rauchen. Für Schwächliche und Kränkliche ist es sehr empfehlenswert, während des Rauchens von Zeit zu Zeit einen Schluck Flüssigkeit, zum Beispiel Milch oder Kaffee, zu nehmen. Ganz zu verwerfen ist vom hygienischen Standpunkte das Rauchen in der freien Gassnatur, in der frischen Luft. Namentlich die Großstädter sollten dies beherzigen, denen die gesunde, würzige Luft von Wald und Wiese, Feld und Flur doch so lärglich zugemessen ist.

Neue Bücher und Schriften.

Sommerfeld, Dr. med., „Wie schütze ich mich gegen Tuberkulose?“. Verlag von Cotta's Buchhandlung. — Eine populär geschriebene Monographie über die Tuberkulose, die verbreitetste aller Volkskrankheiten, ist gewiß für jeden interessant, um so mehr, als sie treffliche Ratschläge zur Verhütung und zur frühzeitigen Bekämpfung der Krankheit enthält. Wir können dieses Buch jedermann, besonders aber Eltern, Lehrern und Erziehern nicht warm genug empfehlen, damit endlich dieser Feind der Menschheit wenigstens einigermaßen eingedämmt werden kann.

Wieland, Wilhelm, mit Recht so beliebter „Grundriß der Kunstgeschichte“ liegt in der vierzehnten Ausgabe der größten, von Max Sauer bearbeiteten Auflage (Stuttgart, F. Neffs Verlag) bis zum letzten Heft vor. In der neuen Ausgabe hat das Werk sich nicht nur seine alten Vorzüge bewahrt, sondern zu diesen nicht zu unterschätzende weitere gewonnen. Vor allem sind für die neue Auflage die neuesten Ergebnisse der Forschung verwertet, und es ist die Darstellung bis zur jüngsten Zeit fortgeführt worden. Der Lektüre zeigt gewissermaßen die alte Fassung, jedoch mit Milderung einiger ihm anhaftender Unbequemlichkeiten und Härten, so daß das stilistische Geistes des Werkes jetzt glänzender hervortritt. Eine erfreuliche Bereicherung hat der Bildschmuck erfahren, namentlich durch Zugabe neuer Tafeln, die zu dem Werke gehören, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Alles in allem genommen, darf die vierte Auflage Kunstgeschichte als die vollständigste und die billigste aller bisher in Deutschland erschienenen bezeichnet werden.

Karst, Wilhelm, Dr., Professor an der Universität Leipzig, „Pflanzenreich und Vorträge“. Erste und zweite Sammlung. „Zoologische Pflanzenreich“, dritte Sammlung. „Sämtliche Vorträge von Dr. Karst, G. de Raes und andern, Leipzig, Verlag von A. Ziemer“. — Drei prächtige, gehaltvolle, von innigem Verständnis für die Natur in ihrem mannigfaltigen Gewande zeugende Bücher. Des Verfassers reiches Wissen, verbunden mit einer ungemein ansprechenden, warmen Darstellungsweise, führt den Leser durch Wald, Feld und Flur und läßt ihn vertraut werden mit all den Gewohnheiten und Besonderheiten dessen, was da kreucht und kriecht. Wer immer nur der Natur mehr als bloß landschaftliches Interesse entgegenbringt, wird mit hohem Genuß diesen Pflanzen- und Vorträgen lauschen und dem Verfasser aufrichtigen Dank dafür wissen, daß er es so trefflich und verständlich verstanden, Pflanzen- und Vorträge zu einem anfassenden Ganzen von bleibendem Wert für Haus- und Schulbibliothek zu vereinen. Wir werden nochmal darauf zurückkommen.

Was giebt es Neues?

Militär.

Mit dem Tode des bisherigen Seniors der preussischen Generale, Generalmajors Lukas von Cranach, ist die Zahl der noch lebenden Generale, die bereits den Krieg von 1866 als General mitgemacht haben, auf drei zusammengeschmolzen. Es sind dies der 90jährige Generalfeldmarschall Graf von Blumenthal, welcher Chef des Stabes der 2. Armee war, der 85jährige General der Kavallerie z. D. und Generaladjutant Graf von der Goltz à la suite des Husarenregiments König Wilhelm I., der 1866 Kommandeur der zur Elbarmee gehörigen 14. Kavalleriebrigade war, und der 63jährige Prinz Albrecht von Preußen, der, damals 29 Jahre alt, die 1. Schwere Kavalleriebrigade befehligte.

Länder- und Völkerkunde.

„Die Glocken von Corneville.“ Ein reicher Grundbesitzer der Normandie, Marquis de Rochethulon, wird demnächst auf dem Turm der alten Kirche zu Corneville ein schönes Glockenspiel anbringen lassen. Die alte, erste Glocke des Turmes ruht im Meere. Nach der Plünderung der Abtei von Corneville durch die Engländer raubten einige englische Soldaten die Glocke und luden sie mit vieler Beute auf eine Bark. Der Gottesraub sollte sich bald rächen. Die Franzosen verfolgten das Schiff, die Räuber bemühten sich vergebens, zu entfliehen, und bei ihren Anstrengungen kenterte die Bark infolge einer ungeschickten Bewegung. Alle Räuber versanken, mit ihnen die Beute, die sie aus dem Kloster geraubt hatten, ebenso auch die Glocke. Tief am Meeresgrunde ruht sie nun; wenn aber zu Ostern alle Glocken im Lande erklingen, dann hören die normannischen Schiffer, wie tief unten in der Flut die Glocke von Corneville mitsingt und mitklingt.

Verkehr. Industrie.

Der Drahtjaun als Telephonleitung. Mitunter kann der gewichtigste Techniker und Erfinder von den einfachsten Dingen lernen. Nie ist zum Beispiel ein billigeres Fernsprechnetz angelegt worden, als es die Landleute im Staate Indiana benutzten. Sie überziehen den obersten Draht eines Drahtjaunes mit einer guten Hülle von Kautschuk und benutzen ihn dann als Leitungsdraht zur telephonischen Verbindung. Wo eine Unterbrechung durch Straßen oder Eisenbahnen eintritt, werden die Drahtjaune durch einen gewöhnlichen galvanisierten Draht verbunden, der entweder in einer Rinne des Bodens gelegt oder über Pfähle gespannt wird. In Indiana haben die Farmer sich auf diese Weise ein Netz von 22 Kilometer Länge mit fünf Stationen angelegt, und zwar nach eigener Behauptung nur zu dem Zweck, um mit ihren benachbarten Freunden vermittelt der „Jaunlinie“ plaudern zu können. Morgens, wenn die Jaunpfähle mit Tau bedeckt sind, soll die Linie am wenigsten leistungsfähig sein.

Zigarettenimport nach Deutschland. Wie gewaltig sich der Verbrauch ausländischer Zigaretten in Deutschland vermehrt, geht aus der Tatsache hervor, daß die Einfuhr, die im Jahre 1895 auf 162 000 kg im Werte von 2,9 Mill. Mark sich bezifferte, 1899 bereits das Doppelte, nämlich 321 000 kg im Werte von 6,5 Mill. Mk. betrug. In den ersten sieben Monaten des laufenden Jahres wurden 210 900 kg, gegen 175 100 kg gleichzeitig 1899, eingeführt. Der größte Teil der Einfuhr kommt aus Ägypten, das ungefähr 46 Prozent seines Gesamtexports an Zigaretten nach Deutschland liefert. Es wurden von Ägypten im vergangenen Jahre 385 045 kg Zigaretten insgesamt ausgeführt, davon gingen nach Deutschland 176 000 kg im Werte von 4,2 Mill. Mk. Im Jahre 1899 betrug die deutsche Zigarettenimport aus Ägypten erst 82 000 kg im Werte von 1,6 Mill. Mk. Im laufenden Jahre, bis Ende Juli, wurden von dort 111 200 kg importiert. Nächste Ägypten ist Rußland am stärksten an der deutschen Zigarettenimport beteiligt; 1899 kamen aus Rußland 96 000 kg im Werte von 700 000 Mk., 1899 aber 69 000 kg im Werte von 1,4 Mill. Mk. Nicht erheblich hat neuerdings auch der Import aus Oesterreich-Ungarn zugenommen. Außer diesen Ländern kommen vornehmlich noch Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, Algerien und die Türkei für die Zigarettenimport nach Deutschland in Betracht.

Anglücksfälle.

Ein verschluckter Thaler. Neulich hat in Königsberg ein zwölfjähriger Knabe einen Thaler verschluckt. Der Thaler glitt ohne Beschwerden durch die enge Speiseröhre in den Magen, wo er an einem Röntgenbild deutlich sichtbar war und an den Bewegungen des Magens teilnahm. Da der Knabe fast gar keine Beschwerden hatte, so sah man von einer operativen Entfernung des Thalers vorläufig ab und wachte die bekannte Kartoffelfur an; der Knabe erhielt täglich möglichst viel Kartoffeln in verschiedener Form. Als man wieder durchleuchtete, hatte der Thaler seine Lage schon verändert, am dritten Tage ging das Geldstück ohne Beschwerden ab. Durch die breite Kartoffelmasse werden die Fremdkörper eingehüllt, und so wird die Darmwand vor Verletzungen durch Kanten und Spitzen bewahrt. Man hat in solchen Fällen zuweilen bis zu drei und vier Pfund Kartoffeln in verschiedener Form gegeben und damit so günstige Resultate erzielt, daß die Kranken vor der immerhin nicht gefahrlosen Operation bewahrt blieben.

Warnungstafel.

Die spanischen Spitzbuben, die seit einer langen Reihe von Jahren den Gimpelfang betreiben und anscheinend trotz aller Warnungen der Presse lukrative Geschäfte

machen, lassen neuerdings wieder etwas von sich merken. Bisher mußte bekanntlich, der vergrabene Kriegsschatz des Rahbi herhalten. Es scheint, daß die Dummen, die daran glauben, doch allmählich „alle“ geworden sind. Die findigen Spanier bedienen sich nun einer andern Leimrute zum Fang ihrer Opfer. Aus dem folgenden, wörtlich abgedruckten Brief, den dem „Lüneb. Anz.“ der Adressat, ein dortiger Bürger, zur Verfügung stellte, ist die neueste Manipulation ersichtlich:

(Spanien).

Barcelona, 19/1/900.

Euer Wohlgeboren!

Gefangener in dieser Stadt, erlaube ich mir Sie höflich zu bitten; mir behilflich zu sein; ein Cheque zahlbar an Ueberbringer zum Betrage von 1200,000 Franken (für eine große ausländische Bank) welche ich besitze einzulösen. Da wird es nötig sein das Sie hierher kommen und an die Gerichtskanzlei die nötigen Unkosten bezahlen; um mein Gepäck einzulösen, da der Cheque in einen geheimen Versteck von einem meiner Koffer ist, Sie können sich mit Leichtigkeit und ohne Gefahr meines Gepäcks bemächtigen.

Für Ihre Bemühungen überlasse ich Ihnen den dritten Teil der Summe.

Da ich Ihre Adresse nicht genau kenne; und um mein vollen Namen zu unterschreiben und also auch um Ihnen mein ganzes Geheimnis anzuvertrauen; muß ich Ihre Antwort abwarten.

Da ich aber Ihre Antwort nicht im Gefängnis empfangen kann; so bitte ich Sie mir eine Depesche an diese zuverlässige Person wie angegeben auf der beiliegenden Karte, welcher mir dieselbe in aller Sicherheit und Verschwiegenheit überbringen wird, zukommen zu lassen.

Ihrer telegraphischen Antwort erwarte ich zeichne ich vorläufig nur.

V. ex-Banquier.

P. S. Ich bitte Antworten Sie mir nur per Telegraph und nicht Brieflich.

Das Telegramm soll lauten:

Carlos Canal.

Lista Telegrafos

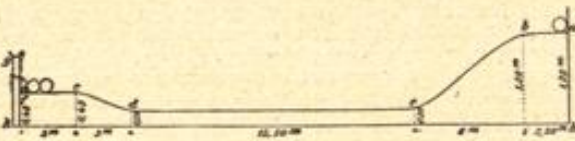
Barcelona.

Brief erhalten.

Wer nun so dumm ist, die Telegrammkosten zu zahlen, erhält bald darauf einen Brief mit der Aufforderung, eiligst einen bestimmten Geldbetrag da und da hin zu senden, damit der Empfänger die notwendigen Schritte thun könne. Das Geld ist der Einsender natürlich auch los für alle Zeiten — und die Spanier lachen sich ins Häuschen.

Sport.

Die wellenförmige Kugelrinne. Die wellenförmige Kugelrinne, das ist die Zurückförderungsanlage für die Kugel von den Kegeln zu den Keglern — eine Erfindung des Verbandskegler Karl Meul in Berlin — findet ständig regeres Interesse in allen Kreisen des Kegelsports. Die Anlage besteht aus schmalen, parallellaufenden Latten, welche in ihrer ganzen Länge (a—f), auch im Kugellager (e f), dieselbe Entfernung — 12 Centimeter — beibehalten, so daß hier also die Kugeln hintereinander liegen müssen. Die Form der Rinne ist eine wellenförmige. Sie wird von freistehenden Säulen gestützt. Das Gerüst der Kugelrinne bei den Kegeln ist in h—a 1,22 Meter, in i—h 1,20 Meter hoch. In der Entfernung von a—b, welche 2,50 Meter lang ist, beträgt also die Senkung der Rinne 2 Centimeter. Alsdann tritt von b—c eine weitere Senkung, welche sich über eine Länge von 6 Meter hinzieht, bis zu 20 Centimeter Höhe über der Mittelbahn



ein. In dieser Höhe läuft die Rinne von c—d über eine Länge von 15 1/2 Metern hin. Dann erhebt sie sich von d—e in einer Länge von 3 Meter bis zu einer Höhe von 0,45 Meter. Die letzte Senkung von e—f beträgt 3 Centimeter und verteilt sich auf 3 Meter Länge. Am Anfang, im Kugellager in Punkt f, hat die Rinne also 0,42 Meter Höhe. Die letzte kleine Senkung von e—f ist wichtig, weil sonst die Kugeln zurücklaufen würden. Den Abschluß der Rinne bildet eine zierliche Säule k—g. Die beiden Latten sind im Kugellager e f mit dünnen Eisenschienen beschlagen, wodurch für die Kegler die Gefahr, sich beim Anfaßen der Kugel einen Splitter in die Finger zu reißen, beseitigt ist. Die Eisenschienen sind abgerundet und ganz glatt, da sonst die Kugeln beschädigt würden. Die den Abschluß bildende Säule trägt innen in Punkt o ein Uebertischen, um den Anprall der Kugel abzuschwächen und das Kugelmateriale zu schonen. Auf ihrem Kopf in Punkt g trägt die Säule ein kleines, festgeschraubtes Becken — einer Untertasse ähnlich — mit einem in Wasser getränkten Schwamm zum Aufweichen der Finger. Infolge der niedrigen Lage dieser Kugelrinnen im mittleren Teile kann man nicht nur eine Doppelbahn, sondern mehrere nebeneinander liegende Bahnen überschauen. Durch die eigenartige Konstruktion der Kugelrinne fällt ihr Schatten nicht auf die Mittelbohle (Rausbrett der Kugel). Der Kegler kann die Kugel nicht nur genau aufsetzen, sondern sie auch in ihrem Laufe bis zu den Kegeln verfolgen, ohne durch Schatten gestört zu werden. Der Rinne liegt im allgemeinen das Prinzip der Rutschbahn zu Grunde. Wird die Kugel

von dem Kegelaufsteller in der Entfernung von a bis b auf die Rinne gelegt, so rollt sie dem Gefez der Schwere zufolge mit stets wachsender Schnelligkeit hinab und über die 15 1/2 Meter lange Strecke der tiefsten Lage fort. Bei Beginn der Steigung d bringt sie aus sich selbst noch so viel Kraft mit, daß sie den Aufstieg bis e, das ist bis zu 0,45 Meter, überwindet. Da dann ihre Kraft erschöpft ist, rollt sie ruhig und langsam an ihr Ziel, in das Kugellager hinein. In der Voraussetzung, daß die Kegelaufsteller dahin instruiert werden, die Kugeln nicht mit wilder Gewalt die Kugelrinne hinabzuwerfen, sondern eben ruhig hinten auf die Rinne (a—b) zu legen, sind bei dieser Anlage die so häufig vorkommenden Fingerquetschungen und Handverletzungen ausgeschlossen, und das ist der Hauptzweck dieser Kugelrinne. Sämtliche zwölf Bahnen im Berliner Keglerheim sind mit solchen Kugelrinnen versehen. (Sportbeilage des „Berliner Tageblatt“.)

Litteratur.

Welche Dichter werden am meisten citiert? Ein Mitarbeiter der „Voss. Ztg.“ hat auf Grund des Lexikons deutscher Citate von Friedr., das insgesamt 2368 Citate enthält, gefunden, daß weitaus an erster Stelle Schiller steht mit 784 Stellen. Nach ihm kommt Goethe mit 500 Citaten. Nach diesen beiden folgt erst in weiter Entfernung William Shakespears mit 146 Stellen; an vierter Stelle ein Sammelwerk, das wohl fast in jedem Hause zu finden ist, nämlich die Bibel, aus welcher 130 Sprüche zum Citatenschatz des deutschen Volkes gehören. An nächster Stelle steht Heinrich Heine mit 63 Citaten, und nach ihm Lessing mit 42. An siebenter Stelle kommt Bodensiedt (Mirza Schaffy) mit 21 Citaten, dann folgt als achter Körner mit 20 Sprüchen, an den sich als neunter Rückert mit 16 Citaten anschließt. Von Bürger und Geibel sind je 13 Stellen in der Sammlung angeführt, an die sich Uhland mit 12 Citaten anschließt. Darauf folgt Chamisso mit 11 und Seume mit der gleichen Zahl, dann Platen mit 10 angeführten Stellen. An ihn schließen sich Herder und Grillparzer mit je 9 Citaten. Es folgen Gutzkow mit 7 Citaten, Claudius („Wandsbeker Bote“) und Tiedge mit je 6 Citaten. Wir glauben, daß diese Reihenfolge im allgemeinen der Würdigung entsprechen wird, welche die angeführten Schriftsteller in den weiten Kreisen unsers Volkes gefunden haben. Erstaunen wird es aber wahrscheinlich erregen, daß es von dem so viel citierten Freiligrath nur 4 Stellen sind, welche immer wieder und wieder citiert werden, während Hoffmann von Fallersleben, Lenau, Arnolt, Herwegh und Frh. Reuter, denen sich Eichweber, Paul Lindau und J. Weber (Demotritas) anschließen, sogar nur 3 Citate geliefert haben. Von Klopstock, dem viel Gelobten und wenig Gelesenen, finden sich nur 2 Citate, ebenso von Schöffel, während sich von Spielhagen und dem einst vergötterten Jean Paul nur 1 Citat in der Sammlung findet.

Statistisches.

Ueber die Ernährungsweise des Volkes in den europäischen Staaten hat Crawford in dem Journal der Königl. Statistischen Gesellschaft in London eine sehr ausführliche Abhandlung veröffentlicht, die sich allerdings nur mit den Verhältnissen in England, Deutschland, Frankreich und Belgien beschäftigt. Es ist daraus zu ersehen, daß der Engländer durchschnittlich viel mehr Fleisch genießt als ein Deutscher, Franzose oder Belgier, dagegen eine geringere Menge von Brot und Kartoffeln. In Belgien wird mehr Brot und weniger Fleisch gegessen als in irgend einem der genannten andern Länder. Für Frankreich ist der geringe Verbrauch an Milch bemerkenswert. In Deutschland und in Belgien werden dreimal so viel Kartoffeln verbraucht als in England, jedoch wäre der Schluß falsch, daß nun auch wirklich so viel mehr Kartoffeln in diesen Ländern gegessen werden, da vielmehr eine große Menge davon zur Fabrikation von Stärke und Spiritus verbraucht wird.

Miscellen.

Ein Eisenbahnbillet von der Erde bis zur Sonne. Ein Amerikaner hat ausgerechnet, daß ein Eisenbahnbillet von der Erde bis zur Sonne 930 000 Dollars kosten würde. Nach dem Tarif für deutsche Eisenbahnen würde sich, bei Annahme der mittleren Entfernung in Höhe von 140 Millionen Kilometer, der Preis für ein Billet zweiter Klasse auf 6 1/2 Millionen Mark stellen. Die Bestimmung des deutschen Reglements aber, daß die Billets nicht übertragbar sind, würde bei einer solchen Fahrt schwer durchführbar sein; wenigstens müßten dieselben — und zwar bis ins zehnte Glied — vererbbar sein, denn bei einer Geschwindigkeit von 60 Kilometer in der Stunde würde die Reise 2500 000 Stunden, gleich 104 166 2/3 Tage oder 258 1/2 Jahre dauern!

Gestorben:

Die unter ihrem Mädchennamen Marie Tobeli bekannte Schweizer Dichterin Frau Dr. Marie Huber ist in Grindelwald einem Hirnschlag erlegen. Frau Huber war erst 32 Jahre alt. Sie hatte sich durch ihre „Schlichte Weisen“, eine Sammlung von Gedichten, die ein starkes lyrisches Talent verraten, und von denen auch einige auszugswürdig sind, in der „Illustrierte Welt“ einen Namen gemacht. In der Litteratur eingeführt, und erst vor wenigen Monaten wurde ihr die Freude zu teil, ihre Poesien in dritter Auflage erscheinen zu sehen. Durch die vor wenigen Wochen erfolgte Gründung der Zeitschrift „Edelweiß“ hoffte die idealistisch denkende Frau, der Poesie in der Schweiz auch ihrerseits eine Heimstätte bereiten zu können; nun ist, anstatt der ersten Nummer ihrer Zeitschrift, die Nachricht vom Tode der Dichterin ins Land geflogen.